

**Schriften  
der  
Malwida von Meysenbug-Gesellschaft  
Band 10**



**Malwida von Meysenbug:  
Den eigenen Weg gehen**

**Marlis Wilde-Stockmeyer  
Alfred Röver  
(Hg.)**

kassel  
university   
press

Schriften der  
Malwida von Meysenbug-Gesellschaft e.V.  
Band 10

**HerausgeberInnen:**  
Marlis Wilde-Stockmeyer  
Alfred Röver



Marlis Wilde-Stockmeyer | Alfred Röver (Hrsg.)

**Malwida von Meysenbug:  
Den eigenen Weg gehen**

Hrsg. im Auftrag der Malwida von Meysenbug-Gesellschaft e.V.

[www.meysenbug.de](http://www.meysenbug.de)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7376-0788-9 (print)

ISBN 978-3-7376-0789-6 (e-book)

DOI: <http://dx.medra.org/10.19211/KUP9783737607896>

URN: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0002-407895>

© 2019, kassel university press GmbH, Kassel

[www.upress.uni-kassel.de](http://www.upress.uni-kassel.de)

Printed in Germany

# **Inhalt**

## **Vorwort**

*Marlis Wilde-Stockmeyer und Alfred Röver* | 7

## **Malwida von Meysenbug:**

*Einige Tage in Fraskati und Albano*

*Vera Leuschner* | 9

## **Malwida von Meysenbug und die Wagnerfamilie**

*Eva Rieger und Dagny Beidler* | 49

## **Malwida von Meysenbug – Schopenhauer und der Buddhismus**

*Alfred Röver* | 65

## **Malwida von Meysenbug und die Hochschule für das weibliche Geschlecht in Hamburg**

*Regina Kirsch* | 83

## **Lou Andreas-Salomé und Malwida von Meysenbug: Femme fatale und Femme inspiratrice**

*Sabine Köttelwesch* | 117

## **Kampf für Rechte und Gerechtigkeit – ein Hindernislauf**

*Marlis Wilde-Stockmeyer und Ute Giebhardt* | 129

## **BeiträgerInnenverzeichnis** | 151



## **Vorwort**

*Marlis Wilde-Stockmeyer, Alfred Röver*

Da es uns aus finanziellen Gründen nicht möglich ist, jedes Jahr ein Buch zu veröffentlichen, haben wir uns entschlossen, den Namen „Jahrbuch“ in „Schriften“ abzuändern. Öffentliche Zuschüsse, wie sie früher zur Verfügung standen, sind fortgefallen und so ist es schon einige Jahre her, dass unser Jahrbuch 9 erschienen ist. Eine größere Spende erlaubt es uns nun, eine neue Schrift herauszugeben. In den Jahren sind wir nicht untätig gewesen. Jedes Jahr wurden verschiedene Vorträge gehalten und Exkursionen durchgeführt. Aus diesem reichen Fundus haben wir einige Vorträge, die von den AutorInnen für diese Schrift überarbeitet wurden, zusammengefasst. Dazu kommt ein bisher nicht publiziertes Manuskript von Malwida von Meysenbug. Wir hoffen, dass wir Ihnen mit dem 10. Band unserer Schriftenreihe neue Erkenntnisse vermitteln können.

In diese Zeit fiel auch der 30. Geburtstag der Gründung unserer Gesellschaft im November 2014 und der 200. Geburtstag Malwida von Meysenbugs am 28. Oktober 2016. Beide Festakte wurden unter großer Beteiligung und medialer Berichterstattung im öffentlichen Raum, im Rathaus bzw. Stadtmuseum der Stadt Kassel, durchgeführt. Zusätzlich erschien zum 200. Geburtstag Malwida von Meysenbugs eine Sonderbriefmarke, die ebenfalls auf viel Interesse stieß.

Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen der neuen Schrift.

Die HerausgeberInnen:

Marlis Wilde-Stockmeyer

Alfred Röver



# Malwida von Meysenbug: *Einige Tage in Fraskati und Albano*<sup>1</sup>

*Vera Leuschner*

## 1. Einleitung

Malwida von Meysenbug beschreibt einen Ausflug, den sie im Frühjahr 1863 – vermutlich mit den beiden Töchtern von Alexander Herzen, der 16-jährigen Natalie und der 12-jährigen Olga – von Rom aus in die Colli Albani unternahm. Zu diesem Zeitpunkt hatte Malwida von Meysenbug bereits ein bewegtes Leben hinter sich: Nach der Kindheit in Kassel, der Zeit als Jugendliche in Detmold, der Zeit als politische Aktivistin vor und nach dem Revolutionsjahr 1848, nach den Studienjahren in Hamburg, dem Exil in London, das ihr die Betreuung der Töchter von Alexander Herzen bescherte, nach einer Zeit des Umherreisens in den späteren 50er- und frühen 60er-Jahren (Paris, Schweiz, Deutschland) führte sie der Weg 1862 zum ersten Mal nach Italien, zunächst nach Florenz, im März 1863 endlich nach Rom.

In ihren Memoiren schreibt sie über diese ersten Jahre im Land ihrer Träume: 1863, 1864 und 1865

„hatte ich drei Winter in Rom zugebracht mit den zwei mir anvertrauten Töchtern Alexander Herzens. Es war noch die Zeit der päpstlichen Herrschaft unter Pio IX., und während das übrige Italien sich bereits zu einem einigen geschlossenen Staat zusammenfügte, herrschte hier noch das Mittelalter in den Zuständen, aber daneben auch noch der Zauber der lebendigen Überlieferung großer Vergangenheiten [...].“<sup>2</sup>

Malwida hatte in Rom eine Wohnung in der via Porta Pinciana 41 (in dem besonders von Deutschen bevorzugten Viertel) gemietet, das Leben „ganz häuslich“<sup>3</sup> eingerichtet und dafür gesorgt, dass die beiden in ihrer Obhut stehenden Herzen-Töchter Unterricht erhielten. Der russische Schriftsteller, Dissident des zaristischen Russland und Emigrant Alexander Herzen (1812–1870) hatte Malwida zwar nach dem Tod seiner Frau Natalie (1852) mit der Erziehung seiner Töchter betraut, aber ein Zusammenleben war nach Dissonanzen in London undenkbar. Zehn Jahre später gab er die jüngere Tochter Olga endgültig in die Obhut von Malwida, die sie von nun an als ihre Pflgetochter bezeichnete. Bis zu seinem Tod 1870 hatte Herzen die Unterhaltszahlungen für die Töchter geleistet, wodurch auch die Pfl-

gemutter versorgt war. Die Sommermonate verbrachte die Familie Herzen in diesen Jahren an verschiedenen Orten, meistens wohl am Meer, zuweilen auch in Florenz, wo Olgas und Natalies Bruder Alexander studierte.

### **Endlich in Italien – endlich in Rom – endlich in der Campagna di Roma**

Die Sehnsucht nach Italien, besonders nach Rom, die Malwida von Meysenbug schon seit Kindheitstagen – an Goethe orientiert – in sich gespürt hatte, fand nun endlich ihre Erfüllung. Neben der Liebe zu Italien in der Tradition von Klassik und Romantik, war der Wunsch sicherlich auch politisch motiviert, denn Malwida von Meysenbug war im englischen Exil den bedeutendsten politischen Aktivisten Italiens, Giuseppe Mazzini (1805–1872), den sie als „*Organisator des Risorgimento aber nicht sein Soldat*“ bezeichnete,<sup>4</sup> und Giuseppe Garibaldi (1807–1872), begegnet und sympathisierte mit ihrem – höchst unterschiedlichen – Kampf um die Einigung Italiens.

Schon bei ihrem ersten Rom-Aufenthalt lernte Malwida von Meysenbug den Verfasser der achtbändigen *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter*, Ferdinand Gregorovius (1821–1891), persönlich kennen. Dieser demokratisch gesinnte Dichter, Publizist und Historiker aus Ostpreußen lebte bereits seit 1852 in Rom. Er wurde ihr kundiger Cicerone und seinem Urteil über Tradition und Fortschritt der Stadt Rom und ihrer Kultur schloss sie sich an, wie ein Vergleich ihrer Texte mit denen des gelehrten Romkenners erkennen lässt. Ausflüge mit Gregorovius in die Umgebung gehörten zu den Highlights während dieser drei römischen Aufenthalte:

„Wie fröhlich und echt römisch waren die Sonntage, wo wir mit ihm, mit einigen Künstlerfamilien und munteren Kindern, Gefährten der noch im Kindesalter stehenden Olga, hinaus zogen in die Campagna, uns in irgend einer der vielen Osterien, die sich da finden, niederließen, und bei trefflichem Landwein und ländlicher Kost bis spät am Abend die Poesie des von allem modernen Leben so verschiedenen Daseins genossen [...]“<sup>5</sup>

Um einen solchen, nun etwas ausgedehnteren Ausflug handelte es sich auch im Mai 1863, als eine kleine Reisegruppe, deren Zusammensetzung sie nicht erwähnt, nach Frascati und Albano aufbrach.

Das Gebiet der Albaner Berge – die Colli Albani, etwa 20 bis 30 km südöstlich von Rom – war bereits seit der Antike das bevorzugte Erholungsgebiet der wohlhabenden Römer, später das der römischen Adelfamilien und Päpste, die dort ihre Villen und Burgen besaßen, weshalb das Gebiet auch Castelli Romani genannt wird. Der höchste der vulkanischen Berge dieser Gegend, der Monte Cavo, hat

eine Höhe von 949 Metern. Am Fuße des Gebirges haben sich tiefe Kraterseen gebildet, der Lago di Albano und der Lago di Nemi. Berühmt ist die Gegend nicht nur wegen ihrer Natur, sondern auch wegen des vorzüglichen Weines, der an den Abhängen des Gebirges gedeiht. Kaum ein Romreisender – damals wie heute – versäumt es, diese Gegenden zu bereisen. Unzählige Briefe von Dichtern und Bilder von Landschaftsmalern legen Zeugnis davon ab. Man könnte hunderte von Zeichnungen und Skizzen zusammentragen, um Malwida von Meysenbugs Reisebeschreibung zu illustrieren.<sup>6</sup> Natürlich ist auch Goethe unter diesen Reisenden gewesen, Malwida von Meysenbugs großes literarisches Vorbild. Ob ihr auch bekannt war, dass rund 160 Jahre vor ihr der regierende Fürst von Hessen-Kassel, Landgraf Carl, diese Gegend bereiste und eine Fülle von Eindrücken von den Villen, Gärten und Wasserkünsten mit nach Hause brachte, die seinen Entschluss beflügelte, in Kassel die Kaskaden mit bekrönendem Herkulesmonument bauen zu lassen, ist nicht bekannt.

### **Datierung des nicht publizierten Reiseberichts**

Von der Existenz des undatierten Manuskripts und über die Umstände seiner Entstehung war bisher nichts bekannt. Aufgrund eines Briefes, den Malwida von Meysenbug am 29. Mai 1863 aus Rom an ihren Freund aus der Londoner Zeit, den Kunsthistoriker und Revolutionär Gottfried Kinkel (1815–1882), schreibt, lässt es sich aber genau datieren.<sup>7</sup> Ich „habe jetzt einen kleinen Artikel über Frascati und Albano geschrieben, den ich nach Deutschland schicken will [...]“, heißt es da. Die Publikation scheint aber – soweit bis heute bekannt – nicht zustande gekommen zu sein.

Der Name des Adressaten auf einem Zusatzblatt des als Heft gebundenen Manuskripts „*Al Gentil[issi]mo Signorino M. Lindemann, 39 via Ripetta 2° piano Roma*“ blieb bisher ebenfalls unbeachtet, da er nur marginal in den Biographien über Malwida von Meysenbug auftaucht und im Personenregister der *Memoiren einer Idealistin/Lebensabend einer Idealistin* gänzlich fehlt.<sup>8</sup>

Im Zusammenhang mit den deutschen Wahlbürgern Roms zu dieser Zeit führt er uns aber auf eine Spur: auf die des Landschaftsmalers Karl August Lindemann (\*1819 Markkirch im Elsass †1891 Rom). Als Frühwaise war dieser von dem Karlsruher Kunst-Professor und Galeriedirektor Karl Ludwig Frommel adoptiert worden und nannte sich fortan Lindemann-Frommel. Von 1844 bis 1849 bereiste er Italien und wurde 1845 Gründungsmitglied des Deutschen Künstlervereins in Rom. Nach Studienaufenthalten in Paris und München ließ er sich 1856 in Rom nieder, wo er als Professor an die Akademie San Luca berufen wurde und bis zu

seinem Tod im Jahre 1891 lebte. Lindemann-Frommel wurde einer der bekanntesten Landschaftsmaler seiner Zeit. Als er nach Rom zog, begleitete ihn seine Familie, denn fünf Jahre zuvor hatte er Auguste Luise Karoline Freiin von Racknitz (1826–1876) geheiratet, die 1852 den gemeinsamen Sohn Manfred zur Welt brachte.<sup>9</sup> Da Lindemann-Frommel – ebenso wie Malwida von Meysenbug – mit dem Romforscher Ferdinand Gregorovius befreundet war, kann man vermuten, dass sie diesen Landschaftsmaler kennenlernte und vielleicht mit viel Interesse seine *Vignetten von Rom* (1846) durchblätterte.

Bei dem in der Adresse genannten „*Gentilissimo Signorino M. Lindemann*“ wird es sich wahrscheinlich um den 11-jährigen Sohn Manfred Lindemanns handeln, der – etwa im gleichen Alter wie Olga Herzen (1850–1953) – vielleicht an der Exkursion nach Frascati und Albano teilnahm und es daher verdiente, Malwidas Reisebericht zu lesen. Später machte sich auch dieser junge Mann als Landschaftsmaler und Architekt einen Namen.

### **Malwida von Meysenbug als Schriftstellerin**

Die 47-jährige Schriftstellerin hatte bereits in England einige Erfahrung im Schreiben und Veröffentlichenden von Aufsätzen gesammelt, hoffte aber nun auf einen Durchbruch mit größerer Leserschaft.<sup>10</sup> Sie rang um die Balance zwischen gefälligem, publikumswirksamen Schreiben, mit der Aussicht gedruckt zu werden und ein Honorar zu erhalten – und dem Schreiben mit anspruchsvollem Inhalt, gespickt mit subjektiven Meinungsäußerungen, das jedoch weniger Chancen hatte, von einer Zeitung angenommen zu werden. Die Formulierung im oben erwähnten Brief an Gottfried Kinkel über das Schreiben: „Ich kann dennoch es nicht lassen und habe jetzt einen kleinen Artikel über Frascati und Albano geschrieben, den ich nach Deutschland schicken will [...]“, deutet diesen Konflikt an.

Es ist anzunehmen, dass Malwida von Meysenbug bereits mit einem Reiseführer (in Buchform) ihren Ausflug antrat, allerdings gab es erst 1866 den bekanntesten deutschen Reiseführer Baedeker für Mittelitalien.<sup>11</sup> Ob sie ihren Aufsatz ihrerseits für einen Reisebuchverlag konzipierte, ist nicht bekannt. Vieles erfahren die Teilnehmer der Reisegruppe aus dem Munde ihres kenntnisreichen Gästeführers, der ihnen als gebildeter Einheimischer nicht nur die kulturgeschichtlichen Highlights, sondern auch die landschaftlichen Eigentümlichkeiten nahebringt und sie sicher auf verschlungenen Pfaden zu den begehrten Orten bringt.

Malwida von Meysenbug belässt es nicht bei einer reinen Beschreibung der Ortschaften und Schauplätze, sondern fügt immer wieder kulturgeschichtliche, gesellschaftspolitische, ja weltgeschichtliche Betrachtungen ein, wie man sie auch

aus den *Memoiren einer Idealistin* kennt, die ja zeitlich erst sechs Jahre später veröffentlicht werden. Barbara Just fasst diese Beobachtung wie folgt zusammen: „Die meisten Artikel von Malwida von Meysenbug sind im Feuilleton veröffentlicht worden, und sie beherrschte diesen Schreibstil vorzüglich. Sie nutzte den Spielraum, den ihr das Ressort bot, um zu informieren und zu kritisieren.“<sup>12</sup>

Aber schon in diesem relativ frühen Text ist auch das Bemühen um eine kompositorische Gestaltung zu bemerken: Reine Routenbeschreibungen, Naturbetrachtungen, Sinnengenüsse, sachliche Informationen und Begegnungen mit Menschen wechseln kunstvoll ab, sind einer Regie unterworfen und gipfeln am Ende in einem romantischen Stimmungsbild des nächtlichen Rom.

Im Fall des Reiseberichts *Einige Tage in Fraskati und Albano* begegnet man auch ihrem sozialen und pädagogischen Engagement, beispielsweise, wenn sie die Situation eines Gefängnisinsassen beschreibt. Malwida folgt einem Trend ihrer Zeitgenossen – etwa auch Gregorovius –, wenn sie immer wieder die Gegensätze des Südens und des Nordens herausarbeitet: die Unterschiede der Mentalität, des Aussehens, des Temperaments, der Lebensgewohnheiten usw. Natürlich darf der ‚ethnographische Blick‘, dem wir bei so vielen Malern der Romantik, wenn sie das ‚Landvolk‘ oft idyllisierend darstellen, begegnen, auch bei Malwida nicht fehlen. Geschickt webt sie in ihren Erlebnisbericht Begegnungen mit dem einfachen Volk ein, seien es nun Kinder, die aufgefordert werden, eine Volksweise zu singen, sei es ein Wildhüter, der sein Schicksal beklagt, seien es die Frauen von Albano, die als besonders schön gelten und sich so anmutig bewegen.

Selten fehlt in Malwida von Meysenbugs Werk die Kritik an der Institution Kirche. „Selbst wenn es sich um scheinbar belanglose Reiseberichte handelte, prangerte sie darin Mißstände in der Gesellschaft an oder ging mit der Kirche ins Gericht“.<sup>13</sup> Das Thema beschäftigte sie bereits seit ihren Detmolder Jugendtagen, als sie mit dem Theologen Theodor Althaus befreundet war. Es überwiegt die Skepsis, obwohl sie anlässlich eines Volksfestes mit kirchlichem Ursprung, das sie in Frascati erlebt, doch von der rituellen Feierlichkeit, dem Prunk der Würdenträger, dem hingebungsvollen (Aber-)Glauben der Menschen, aber auch ihrer fröhlichen Unbeschwertheit fasziniert ist. Anlass zur Reflexion über dieses Thema bietet natürlich auch die Besichtigung des päpstlichen Sommersitzes in Castel Gandolfo, wo sie auf Papst Pius IX. – Pio Nono – (1792–1878, Pontifikat 1846–1878) und den Kirchenstaat zu sprechen kommt, zu einer Zeit, als Italien noch nicht politisch geeint ist.<sup>14</sup>

Interessant ist schließlich ihre Darstellung der gesellschaftlichen Situation adeliger Familien Roms, z.B. der Borghese, die zwar ausgedehnte Ländereien und

prächtige Paläste besitzen, sie aber aufgrund mangelnder Liquidität nicht renovieren können, da sie dazu Grund und Boden bzw. die auf ihnen stehenden bedeutenden Denkmäler verkaufen müssten.<sup>15</sup>

Gleich zu Beginn ihres Berichts stößt der Leser auf Betrachtungen über die Eisenbahn und über den „Omnibus“; Verkehrsmittel, die nicht nur zur touristischen, sondern auch geopolitischen Erschließung des Landes wichtig wurden. Man hat den Eindruck, Malwida von Meysenbug gibt sich förmlich einen Ruck, ‚fortschrittlich‘ zu denken: Obwohl die Eisenbahn die schöne, unberührte Landschaft zu zerstören droht, befürwortet sie das neue Transportmittel dennoch, ja wagt sogar den Vergleich mit den „Germanenhorden“, die – ebenso wie die Eisenbahn – Italien „eroberte[n]“. <sup>16</sup> Der (Pferde-)Omnibus hingegen, den man in Frascati nutzen möchte, hatte noch nicht die Dimensionen und Kapazitäten heutiger Fahrzeuge, der Platz reichte nicht aus, um eine größere Anzahl von Touristen zu befördern, sodass ein Teil von ihnen zu Fuß gehen musste. In einem krassen Gegensatz zur fortschrittlichen Dampflock steht das ‚Verkehrsmittel‘, das die Reisegesellschaft in den folgenden Tagen nutzt: Wie schon Jahrhunderte zuvor reitet man per Esel von Ort zu Ort.

Malwidas Reisebericht lässt uns eintauchen in ihre Epoche, in der noch ein anderes Tempo im alltäglichen Leben herrschte, und in der man sich viel Zeit nahm, das Fremde und die Natur auf sich wirken zu lassen. Das nostalgische Moment ergreift den Leser auch, wenn es um die leiblichen Genüsse geht, die offensichtlich nicht zu kurz kamen, denn wer möchte nicht an einem Frühstück im Freien bei Rocca di Papa im Angesicht der grandiosen Natur, einem Picknick auf dem Rasen, teilnehmen, wo es den vorzüglichen regionalen Schinken gibt und gekochte, noch warme, in ein Tuch gewickelte Eier nebst Äpfeln und Orangen und einen schmackhaften Landwein?

Ich denke, es ist nicht nur ein antiquarisches Interesse, das diesen Aufsatz auch für den heutigen Leser noch interessant macht, sondern er wirft viele Fragen auf, die uns heute noch auf Reisen in andere Länder beschäftigen.

\*\*\*

---

<sup>1</sup> *Einige Tage in Frascati und Albano*; Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar. Klassik Stiftung Weimar, Bestand Meysenbug, GSA 116/26, 15 Blatt, 29 Seiten, zu einem Heft gebunden; Format 18,5 x 24,6 cm; Blatt 1a Adresse: „Al Gentil[issi]mo Signorino M. Lindemann, 39 via Ripetta 2do piano, Roma“; darunter: „Al Gentilessimo...“.

*Bemerkungen zur Transkription und Edition*

Der Text und die Schreibweise der Autorin wurden ohne Veränderungen übernommen (diplomatische Transkription). Streichungen bzw. Korrekturen, sofern es sich offensichtlich nur um unbedeutende ‚Verschreiber‘ handelt, wurden nicht kenntlich gemacht. Eine alternative Wortwahl, oder längere Textpassagen, die von Malwida von Meysenbug gestrichen bzw. eingefügt wurden, werden jedoch im Seitenkommentar („3. Seitenkommentar“) zitiert.

Die Seitenzählung und die Zeilenlänge von Malwida von Meysenbugs Manuskript wurden beibehalten und im Seitenkommentar folgt die Seitennummerierung der des Manuskripts. Der Text ist in deutscher Kurrentschrift geschrieben. Eigennamen und Ortsnamen schreibt Malwida von Meysenbug in lateinischen Buchstaben. Sie werden in der Transkription in Kursivschrift wiedergegeben.

- 2 Malwida von Meysenbug: *Memoiren einer Idealistin*, Bd. 2: *Der Lebensabend einer Idealistin*. Hrsg. v. Berta Schleicher. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1927, S. 209/210. – *Der Lebensabend einer Idealistin* erschien erstmals 1898. Er war die Fortsetzung ihrer *Memoiren einer Idealistin*, die erstmals 1869 anonym auf Französisch und 1876 (mit Ergänzungen und mit Nennung des Namens der Autorin) auf Deutsch erschienen.
- 3 Ebd., S. 210.
- 4 Ebd., S. 150. Zu Mazzini und Garibaldi vgl. Martin Reuter: 1848, Malwida von Meysenbug und die europäische Demokratiegeschichte. Die Politik einer demokratischen Aristokratin. Kassel 1998, S. 175–183.
- 5 Vera Leuschner: Malwida von Meysenbug. „Die Malerei war immer meine liebste Kunst“. Bielefeld 2002, S. 62f. und S. 215f.
- 6 Malwida wandelt hier auf den Spuren der Landschaftsmaler des Klassizismus und der Romantik: Man denke an Johann Christian Reinhart, an den Kasseler Maler Johann Martin von Rohden (1778–1868), den sie in Rom kennenlernte, an Julius Schnorr von Carolsfeld, Ludwig Catel, Ludwig Richter, Carl Blechen und viele andere. Sie alle zeichneten an den Orten, die Malwida beschreibt, so dass man diesen Aufsatz mit ihren Zeichnungen und Aquarellen lückenlos illustrieren könnte (vgl. die Abbildungen in „2. Text“). Die Poesie der Landschaft übte eine große Anziehungskraft auf diese Künstler aus und übertraf vielfach die der Stadt Rom.
- 7 Brief im Nordrhein-Westfälischen Staatsarchiv Detmold, Bestand D 72 Meysenbug, Nr. 82.9. Druck: Stefania Rossi und Yoko Kikuchi (Hrsg.): Malwida von Meysenbug. Briefe an Johanna und Gottfried Kinkel 1849–1885. Bonn 1982, S. 223–226. – Vgl. auch Leuschner 2002, S. 219f. und S. 240.
- 8 In der umfassenden Biografie von Jacques Le Rider: Malwida von Meysenbug. Une Européenne du XIXe Siècle. Éditions Bartillat 2005, S. 262 erfährt man, dass Gregorovius Malwida von Meysenbug 1863 mit dem Maler Lindemann bekannt machte, der im folgenden Jahr Natalie als Schülerin in der Landschaftsmalerei unterrichtete. Le Rider stützt sich dabei auf Ferdinand Gregorovius: Römische Tagebücher 1852–1889, hrsg. v. Hanno-Walter Kruft und Markus Völkel. München 1991, S. 159.
- 9 Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Karl\\_Lindemann-Frommel](https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Lindemann-Frommel) (26.10.2018).
- 10 Vgl. Barbara Just: Malwida von Meysenbug – Die Journalistin. Eine Biographie. Diplomarbeit an der Ludwig-Maximilians-Universität München, 1993 (Typskript). Über die Anfänge ihrer journalistischen Tätigkeit vgl. ebd., S. 35: Einen Bericht aus Paris wollte sie gern in Kinkels Zeitschrift *Hermann* unterbringen (1859). – Just 1993, S. 67:

Bereits 1858 hatte Malwida von Meysenbug einen Artikel in Giuseppe Mazzinis Zeitung *L'Italia del Popolo* mit dem Titel *La Germania – Deutschland* veröffentlicht (12.02.1858, Nr. 49, S. 179). Text im Anhang S. 144. – Martin Reuter 1998, S. 183.

<sup>11</sup> Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Baedeker-Reisef%C3%BChrer> (19.10.2018).

<sup>12</sup> Just 1993, S. 53.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Vgl. Hannelore Teuchert: Malwida von Meysenbug und die katholische Kirche in Rom. Zwischen Risorgimento und Ende des Kirchenstaates. In: Malwida von Meysenbug zum 100. Todestag 2003. Hrsg. v. Vera Leuschner und Ruth Stummann-Bowert. Kassel 2003, S. 199–210.

<sup>15</sup> In diesem Aufsatz ist vermutlich Fürst Marcantonio Borghese, VIII. principe di Sulmona, gemeint, verheiratet mit Thérèse de La Rochefoucauld, deren Sohn Paolo Borghese (\*Rom 1845 †1920 Venedig) später der Vermieter von Franz von Lenbachs großartigem Atelier im Stadtpalast der Borghese wurde. Vgl. Vera Leuschner: Malwida von Meysenbug und Franz von Lenbach. In: Jahrbuch 1998 der Malwida von Meysenbug-Gesellschaft. Kassel 1998, S. 95–128, bes. S. 107.

<sup>16</sup> Vgl. Malwida von Meysenbugs Text unter „2. Text“, S. 2.

## 2. Text

[S. 1]

Einige Tage in Fraskati und Albano.

Wie oft schon seit wir in Rom waren, hatten wir nach den blauen Albanerbergen hinüber gesehen, die mit ihren malerischen Linien die weite melancholische Fläche der Campagna reizend abschließen. Nach mehrwöchentlichem eifrigen Sehn und Studiren der Kunstschatze Roms, fühlten wir das Bedürfnis einer Pause und des Ausruhens in der Natur, in einem römischen Frühling, die verschiedenen Eindrücke mußten sich etwas concentriren und bestimmen und die überfüllte Anschauung, durch die am Abend eines so durcharbeiteten Tags Züge von Museumsstatuen und von den Wänden niedersteigender Fresken zogen, mußte wieder frei werden im Schatten grüner Wälder und an schweigenden Gebirgsseen. Es nimmt nicht viel Zeit um von Rom nach Fraskati zu kommen denn eine keuchende Lokomotive fährt jetzt mitten durch die *Campagna*. Der Eisenbahnzug nach Neapel und eine Zweigbahn geht nach Fraskati. Als ich zum ersten Mal, beim Thal der Egeria, durch die Stille der Campagna die Pfliffe der Eisenbahn hörte, war es mir einen Augenblick lang wiederwärtig bis mich bessere Überlegung damit versöhnte. Warum soll nicht auch über diesen größten Kirchhof der Erde der bewegende Trieb des Jahrhunderts gehen? Das Alte, Abgestorbene muß weichen und dem Neuen Platz machen, das ist das große Gesetz des Lebens und Alles was in den Kreis des Vergnüglichen mit hinein gehört muß ihm folgen. Nur was einmal diesem Gesetz entrückt ist in das Reich der Ideale hat ein Recht auf unverletztes Fortbestehen und der Apoll von Belvedere kann nie altern, die capitolinische Venus

[S. 2]

nie aufhören ein Urbild des Schönen zu sein, die Madonnen des Raphael werden ewig der Ausdruck holdester Weiblichkeit bleiben. Die wehmuthsvollen Gefilde der *Campagna* aber mögen durchbraust werden vom Strom des jungen Lebens, der schneller die Welt erobert und die Völker verbindet als es einst die Legionen Roms gethan. Es wäre eine falsche Romantik sie davon ausschließen zu wollen, wer weiß ob nicht der Dampf der neue Eroberer ist der dem Reich der Priester ein Ende macht wie einst die Germanen-

horden dem römischen Reich ein Ende machten. Die Bahn geht an den Aquädukten hin und man hat Gelegenheit diese edeln Werke einer thatenkühnen Vergangenheit zu bewundern. Könnten die alten Römer den Zug vorüber brausen sehen, sie würden sicher über die Kühnheit der Erfindung staunen, sie würden einen Fortschritt erkennen in dem Erfindungsgeist der Zeit und Raum

so bemeisterte daß sie fast verschwunden scheinen, aber sie würden eines vermissen in allem was den modernen Fortschritt ausmacht: das für das Schöne gebildete Auge das allem, auch den bloßen Nützlichkeitsgegenständen, die edle Form, den

schönen Schmuck, das würdevolle Aussehn giebt, kurz: sie zum Kunstwerk erhebt. und

darin besteht der Hauptunterschied der 2 Epochen daß dem Alterthum die Schönheit, Zweck war, während es bei uns nur die Nützlichkeit ist und das Schöne nur zufällig ist. [...]

kaum auf diesem Nützlichkeitsprinzip das Vorhandne benutzen und ausbilden [S. 3]

aber sie wird nicht liebend und verehrend nach tausend Jahren vor den Trümmern unserer Werke stehen und in den verstümmelten Ruinen noch die unübertroffenen Ideale der Kunst suchen.

Während diesen und ähnlichen Gedankengängen war unser Eisenbahnzug an der Station Frascati angelangt. Von da bis zum Ort ist es noch eine gute Strecke bergauf und da nur ein Omnibus vorhanden war, der sich im Augenblick gefüllt hatte, blieb uns nichts übrig als den Weg zu Fuß zurückzulegen. Ein Führer mit einem kleinen Pferd übernahm unsere Nachtsäcke und ging voraus, wir, im Schweiß unseres

Angesichts – denn es war die Mittagsstunde und sehr heiß obwohl erst der 23t April aber frohen Muthes, gingen hinterher. Fraskati ist

im Charakter ungefähr wie Richmond bei London, ein kleines Landstädtchen mit ein Paar Straßen, umgeben von prächtigen aristokratischen Villen und mit einer [S. 4]

Menge neuer freundlicher PrivatHäuser für den Bedarf der Fremden oder der Bewohner

Roms die ein Paar Wochen im Freien verbringen wollen. Es hat auch eine Terasse wie *Richmond*, nur daß man anstatt des Themsethals die *Campagna*, anstatt dem Schlosse *Windsor* die Stadt Rom und anstatt der vielgewundenen Themse das blaue mittelländische Meer am Rande der *Campagna*, erblickt. Doch hat Fraskati auch einen ziemlich großen Platz mit einer Cathedrale und einem schönen Brunnen, dem unerläßlichen Erfordernis italiänischer

Orte, das nicht nur an sich selbst ebenso graziös und schön als nützlich ist, sondern auch fort-

während Gelegenheit zu den malerischsten Bildern giebt, entweder wenn Frauen und Mädchen daran stehen und ihre etruskischen Krüge füllen, die sie dann mit ungemeiner

Schönheit auf dem Kopfe forttragen, oder wenn die Pferde und Esel kommen zu trinken und die Führer lässig daneben stehen und plaudern mit einem Mädchen oder einem

Mönch in brauner Kutte, oder ein Paar zerlumpte, schwarzbraunen Kindern die ein geschickter Pinsel im Augenblick in einen Johannes den Täufer oder einen Cupido verwandeln könnte. – Einquartiert in dem besten Wirthshaus an eben diesem Platz, wo es im Vergleich mit englischen Ansprüchen schlecht, im Verhältnis zu italiänischen kleinen Orten aber gut ist, gingen wir den Nachmittag in der jetzigen Villa Torlonia zuzubringen, ein alt-aristokratisches Besitzthum das dem Geldfürsten von Rom erst kürzlich durch Heirath zugefallen ist. In den herr-  
[S. 5]

lichen Schattengängen dieser Ulmen und immergrünen Eichen bei rauschenden Cascaden und Brunnen, da muß sich auch schon ein italiänischer Sommer aushalten lassen besonders da die *Malaria* hierher nicht reicht; im Gegentheil die Luft ist gesund, denn Frascati liegt auf einem der Abhänge des *Albaner* Gebirgs. Freilich mag es im hohen Sommer verbrannter und dürrer aussehn als jetzt in der Frühlingsfrische, aber ganz kann die Sonne doch nicht durch diese Laubdächer dringen und dem so oft gehörten Märchen daß es in Italien keine Vegetation gebe, werde ich künftig nicht mehr glauben.

Am folgenden Morgen begaben wir uns zu Esel auf den Weg um die sogenannte Tour von Frascati zu machen. Durch unbeschreiblich reizende grüne Wege ritten wir zuerst in den Garten der *Villa Mandragone* hinein, ein ungeheuer großes Schloß mit [Leerstelle] Fenstern, das jetzt als öde Ruine starrt seit die Östreicher es im Anfang des Jahrhunderts verwüsteten. Es gehört dem Fürsten Borghese der im unteren beschatteten Theil des Gartens eine andere Villa gebaut hat wo er einen Theil des Sommers zubringt. Doch denkt er daran auch das prächtige Schloß wieder herzustellen und hat einen Anfang gemacht mit ein Paar Zimmern des *rez de chaussée* die im pompejanischen Styl gemalt sind. Aus den Fenstern und von der Terrasse genießt man entzückend schöner Aussichten,  
[S. 6]

und das Ganze schön hergestellt, würde ein prächtiger Ort sein aber es wird wohl noch lange nicht dazu kommen, denn die Borghese, trotz ihres großen Reichthums, sind wie alle römische Fürsten Slaven ihrer Stellung. Ihr Vermögen geht zum größten Theil hin auf Erhaltung bloßer Ostentation [?].

Es ist dies etwas Ähnliches wie das alte römische Patriciat, auch um sie schwärmen eine Menge Leute die von ihnen abhängen, die vielen Villen müssen erhalten werden ohne daß sie vermietet werden dürfen, weil das gegen den Stolz der Familien wäre und man sie lieber halb in Ruinen läßt. Dem Fürsten Borghese gehört ein großer Theil der *Campagna*, prächtige Palläste und Kunstschatze, eine Menge der schönsten Villen und Gärten und doch hat dieser reiche Mann oft nicht Geld genug eine vergleichsweise unbedeutende Ausgabe zu machen, die mancher bemittelte Privatmann machen würde. *L'aristocratie oblige!*

Von *Mandragone* [sic!] ging es weiter immer durch frischgrüne Waldpfade der Boden von unzähligen reizenden Blumen bedeckt, an dem Orte vorbei (der auch den Borghese gehört und mit einem Camaldulenserklöster auf der Spitze eines kugelförmigen Hügels liegt, wie dies hier häufig der Fall ist mit den mittelalterlichen Orten) nach der Höhe von *Tusculum*, auf klassischen [S. 7]

Boden, der durch alle Bedingungen dazu befähigt ist das zu sein was er einst war, ein Lustort für die vornehmen und reichen Römer. Hier sind die Reste eines kleinen Theaters noch [so] weit erhalten daß man sich eine deutliche Idee machen kann

Abb.1: Whittredge (1860): *Das Theater von Tusculum vor den Albaner Bergen*<sup>1</sup>



wie es war. Der obere Halbkreis der Stufen und Sitze ist noch da, die Basis liegt tiefer. Auch die Bühne ist verschüttet und überwachsen, doch läßt sich ihre Form noch bestimmt er-

kennen. Von dem Theater steigt man auf den Gipfel des Berges um der entzückend schönen Aussicht in die Bergwelt des *Albaner*-gebirgs, auf die *Campagna, Rom*, das Meer, zu genießen. Ich ließ meine Gefährten umherstreifen, während unsere Esel unten weideten und der Führer mit ein Paar Männern die hier Vieh halten und Erdarbeit thaten, der Ruhe pflegten, und setzte mich oben auf die Höh, um eine Stunde einsamer Betrachtung zu genießen. Ja solche Stunden sind es die Jahre der Alltäglichkeit aufwiegen.

Nichts geschieht in ihnen, kein großes Ereignis, keine welterschütternde That, aber die ganze

Fülle des Lebens ist in ihnen in unsrer eigenen Brust, jeder subjective Wunsch jedes Verlangen schweigt, und hingegeben an die allmächtige Empfindung der Schönheit genießen wir jene harmonische Stimmung deren

Ausdruck die griechische Plastik, die stille Seligkeit der Olympier ist. Der Norden kennt diese

[S. 8]

Stimmungen nicht, ihm ist wenig Sehnsucht u. Verlangen daher auch vielleicht mehr Streben und

Ringen zugesellt, die griechischen Götter aber konnten nur im Süden entstehen. Von Tusculum rückwärts aber auf anderem

Wege sich wendend, kommt man an den weitläufigen Ruinen einer Villa vorüber, welche die *Villa Ciceros* genannt wird, ob es aber wirklich die Ruinen derjenigen sind die er in Tusculum besaß, bleibt dahin gestellt. Die Stadt Tusculum, noch von Pelasgern gegründet, wurde im Mittelalter von römischen Truppen der Erde gleich gemacht und ihre Einwohner wurden genöthigt auszu-

[S. 9]  
wandern. Ein großer Theil von ihnen ließ sich unfern der alten Stätte nieder und gründeten Fraskati, dessen Einwohner also die rechten Nachkommen der alten Tuskulaner sind. Der Rückweg ist ebenso reizend wie der Hinweg, bald unter hohen prächtigen Bäumen mit weitem Fernblick, bald durch schmale Wald-Pfade unter grünem Buschwerk. Man kommt an einer Villa vorbei die Viktor Emmanuel gehört, ihm durch Erbschaft zugefallen. *Vittorio Emmanuele* nennt ihn das

Volk, *il re de Piemonte* nennt ihn die päpstlich gesinnte römische Bourgeoisie. – Zuletz, zum regelrechten Schluß der Tour stattet man der *Villa Aldobrandini* einen Besuch ab, die schon wieder bei Frascati, zunächst der Villa Torlonia liegt.

Abb. 2: Lindemann-Frommel (1851): *Blick auf Frascati von der Villa Aldobrandini*<sup>2</sup>



Die prächtige Villa ist von einem Neffen Pabst Clemens VIII gebaut und jetzt, da die Borghese den Namen der ausgestorbenen Familie Aldobrandini für einen jüngeren

Sohn an sich gebracht, gehört sie dieser mächtigen Familie an. Die ist mehr prächtig als schön, aber bewundern muß man den feinen Luxus mit dem den Sinnen hier geschmeichelt und physisches Wohlbehagen hervorgebracht ist. Der große, hochgewölbte Eßsaal z. B. nimmt die ganze Tiefe des Hauses ein, nach dem Garten zu öffnet sich die Thüre und gewährt die Aussicht auf eine Cascade die über Terrassen

zwischen den tiefen Schatten hoher Bäume kühl herabrauscht in ein Bassin das von Nischen

mit Statuen im Halbkreis umgeben ist. Während der Tageszeit wo die Frontseite des Hauses gegen das Sonnenlicht verschlossen bleibt, öffnet man die Aussicht auf [S. 10]

diese kühlen Schatten und das frische Rauschen und herrlich mag es sich dabei diniren lassen selbst im heißen italiänischen Sommer. Abends aber öffnen sich dann die Balconthüren der Façade und man tritt hinaus auf den großen steinernen Balcon zu dem eine prachtvolle Auffahrt von der Vorderseite des Gartens aufsteigt. Da überblickt das Auge den grünen Vordergrund von Frascati mit dem Ort selbst, dahinter, im wallenden Farbenmeer von grünem, violetterm

rosa und blauem Duft, die *Campagna*, dieses erhabene Gefild, das Grab einer Welt; in seiner Mitte, wie eine Fata Morgana, das unvergleichliche Rom mit seinen Domen und Thürmen, über ihnen allen in majestätischer Kühnheit, die Kuppel von *San Pietro*, das geniale Werk des genialsten Menschen, auf der linken Seite am Horizont das Meer wie ein Streifen blauen Lichts, im Hintergrund die kugelförmige Bergspitze von Viterbo und der seltsam und malerisch geformte Oreste (im Alterthum Sorakte) der einsam aus der Fläche aufsteigt;

rechts die herrlichen Linien der Sabiner und Albaner Gebirge, die Apenninen und eine Menge Orte auf den Höhen und in den Tiefen, alle fast mit einer Erinnerung, mit einem bedeutenden Mann oder Ereigniß verknüpft und dieses große reiche Bild, dem kein Anderes auf der Erde an Bedeutung zu vergleichen ist, übergossen von den Feuergluthen der sinkenden Sonne, derselben Sonne die seit zweitausend Jahren auf diesen Gefilden Zeugin der großartigsten [S. 11]

Geschicke und Wechselfälle der Menschengeschichte gewesen ist – wohl mag man es dem Römer vergeben der dort steht, wenn ihm der Traum von der ewigen Weltherrschaft Roms nicht aus dem Sinn will, dieser Traum der

zwei Mal schon Wirklichkeit war und

als ein ebenso tiefer Zug durch die ganze italiänische Geschichte geht, wie der Drang nach der Eroberung Italiens, durch die Geschichte des Nordens. Als wir in das Wirthshaus zurückkehrten war alles Leben und Bewegung in Fraskati. Der Zufall hatte es so gefügt daß wir gerade zu einem localen religiösen Fest kamen das früher nur alle hundert Jahr, jetzt aber damit man es zwei Mal im Leben sehen könne alle 50 Jahr gefeiert wird. Die Veranlassung dazu ist folgendes Wunder welches die Madonna, die himmlische Freundin des italiänischen Volks, verübt hat: Zur Zeit als die Truppen Bourbons Rom verwüsteten, im Jahr 1525,

Abb. 3: Kolitz (1892): *Prozession vor San Pietro, Frascati*<sup>3</sup>



© Museumslandschaft Hessen Kassel

wollte man auch Frascati nehmen; während man kämpfte las ein Priester Messe und gelobte der Madonna eine Kirche wenn sie die Feinde unterliegen mache. Als er sein inbrünstiges Gebet vollendet hatte entfiel ihm die Hostie. Er nahm dies für ein Zeichen der Gewährung und die Frascati wurden dadurch so begeistert daß sie die Feinde zurückschlügen. Die Kirche wurde natürlich gebaut und am Tage der Gedächtnisfeier wird das wunderthätige Bild aus dieser Kirche in feierlicher Procession nach der Kathedrale zu [S. 12]

einem Besuch abgeholt, der acht Tage dauert, während welcher Messe gelesen,  
Musik

gemacht Pferderennen gehalten und andere

Kurzweil getrieben wird. Die Madonna mag es offenbar gern wenn man ihr zu Ehren fröhlich ist und das Volk baut darauf mit heiterer Zuversicht. Am Abend vorher schien das Wetter bedenklich und drohte mit Regen. Ich äußerte einer Frau aus dem Volk meine Befürchtung, daß das Fest verdorben werden möchte. „Ich bin unbesorgt“, erwiderte sie, „die Madonna wird uns schon gutes Wetter geben.“ Und so geschah's. Der herrlichste Frühlingstag strahlte dem Zug der

Himmelskönigin

entgegen und beleuchtete die bunten Gruppen die sich immer dichter und dichter auf dem

Platz zusammendrängten, je näher die Stunde der Procession kam. Gegen vier Uhr

Nachmittags nahten von allen Seiten

die Züge der verschiedenen Kirchen und Klöster, Männer und Knaben in weiß und blau, Andere in weiß und roth gekleidet mit ungeheuren Standarden [sic!], auf denen

Heiligenbilder gemalt waren, Mönche mit Kreuzen und brennenden Kerzen, gläserne und andere heilige Zierrathe von bunt costümirten Kirchendienern getragen, alles zog nach der tief gelegenen Kirche wo dann auch der in Frascati lebende [...] sowie ein von Rom dazu hergekommener Cardinal in ihren altmodischen, vergoldeten Wagen anlangten. Nachdem das wunderthätige Bild in Empfang genommen war, fing die eigentliche Procession an. Das Volk bildete

[S. 13]

ein Spalier von der großen Ehrenpforte am Eingang des oberen Stadttheils zu der Cathedrale und [Streichung]

unter dem Geläute der Glocken, dem Gesang der einzelnen Kirchenchöre und der Musik der mitziehenden Militairbanden, zog die Procession vorüber in die Cathedrale hinein. Zuletzt nahte das wunderthätige Bild, ein rohes Kunstwerk, puppenhaft

aufgeputzt, hinter ihm die Cardinäle im Ornat, ihre Schleppen von Priestern getragen. Alle Knie beugten sich, aber nur wenige Gesichter trugen den Ausdruck fanatischer Religiosität

oder nur mal des Ernstes.

Auf den Stufen der Cathedrale hielten die Träger an und wendeten das Bild mit der Vorderseite gegen das Volk, die Cardinäle, die Priester, die Mönche mit Fackeln, das Volk das jubelnd „*Viva la Modonna*“ schreiend, seine himmlische Königin

umdrängte, das Geläute der Glocken, das Schmettern der Trompeten, Alles das gab ein fröhliches, bedeutungsvolles Schauspiel. Mir wurde es sehr klar, warum die Kirche, die in der geistigen Erkenntnis der Nation so längst gesunken ist, noch eine solche Stärke, einen solchen Halt über das Volk besitzt. Gebt diesen beweglichen

künstlerischen Naturen, dieser südlichen Einbildungskraft ein neues Ideal, das ihrem Gefühl entspricht wie jener Mariencultus, gebt ihnen Feste in denen sich die Idee künstlerisch, plastisch, darstellt und bald wird die Priesterherrschaft sinken, bald wird dies intelligente Volk sich nun bedeutendere Lebensformen schaffen.

Wer Italien regeneriren will, muß vor Allem darauf denken das lebhafteste plastische Bedürfnis der südlichen Natur zu befriedigen, mit bloßen Nützlichkeitsprinzipien oder

[S. 14]

abstrakten Theorien allein wird man ebenso wenig bei ihm ausrichten wie die Engländer mit den Missionaren ihrer nüchternen Hochkirche bei den Kindern des Ganges und der Lotosblumen gethan haben. – Abends war der ganze Ort illuminirt, der Platz vor der Cathedrale war beinah tageshell von Lampen und bis nach Mitternacht wie ein großer Saal in dem ein Maskenball Statt findet, so bunt und mannichfaltig costumirt war die Menge die da auf und abwogte, immer mit dem ruhigen Anstand der italiänischen Haufen [...] vor denen anderer Länder, besonders vor einem englischen „*crowd*“ auszeichnet.

Ein Militair-Musikcorps stellte sich vor der Cathedrale auf und spielte zu Ehren der Madonna, das Trinklied aus Lucrezia Borgia, eine Ironie die Heine Ehre gemacht haben würde, wie überhaupt dieser ganze Flatter- und Theaterhafte Pomp für diese Religion

des Kreuzes eine seltsame Ironie [ist]. Aber die malerischen Gruppen, welche die Musik umdrängten,

die wilden, schwarz-

braunen Gesichter der Campagnabewohner, die bunten Costüme der Frauen, die Mönche,

Priester und Soldaten, beleuchtet vom Roth- und Blau-feuer eines Feuerwerks dessen Krachen und Prasseln sich mit der Musik mischte, während die Sterne in Klarheit am heiteren Frühlingshimmel funkelten, – alles das war so eigenthümlich südlich, so barrock, so originell und doch so anziehend und zauberisch wie alles in diesem trau[m]haften Land, wo selbst Straßenschmutz und trocknende Wäsche vor den

Façaden der Häuser, ein nachsichtiges Urtheil finden – daß wir uns lange [danach Textverlust]

[S. 15]

[be]sonderer Kunstwerke. Das Eßzimmer kann sich nicht mit dem im [V.L.: in der] *Villa Aldo-*

*brandini* vergleichen und der kleine Tisch mit purpurrothem Behänge, an dem der [P]abst sein einsames Mittagmahl hält, sah recht traurig aus. Übrigens soll Pius IX. den Tafelfreuden (ob aus Neigung oder Grundsatz?) nicht huldigen und hat gleich bei

[s]einem Regierungsantritt, den überflüssigen Luxus der Tafel abgeschafft. Am heitersten sah

[se]ine Gallerie aus mit kleinen Sophas an den Wänden entlang und Tischen davor wo am

[A]bend die Conversation Statt findet und von den geistlichen Herrn ein Spielchen gemacht

[w]ird, bei dem der Pabst aber, wie unser Führer sagte, nur Zuschauer bleibt. Im Ganzen

[aber?] muß es doch ein langweiliges Leben sein was der h[eilige] Vater führt, ohne Kinder und deren Mutter ohne Familienleben gebannt von den alten *Cardinälen* und *Monsignoren*

und doch durch ein strengeres exclusiveres *Ceremoniell* gebunden wie die meisten andern Fürsten

d. unauflöslich verlobt

mit der erwählten [?] Braut der Kirche deren Stirn tiefe Furchen decken und aus deren hohlen Augen der nahende Tod starrt.

Wenn er ein

denkender Mensch ist, muß er doch einsehn, daß die Kirche, die für Braut, Gatten, Kind

und [?] Zukunft ist, auf schwachen Füßen steht, daß sie weder im Gedanken der Gebildeten

noch im Herzen des Volks mehr eine eigentliche feste Basis hat und nur gehalten wird durch

eine geistliche Armee von Priestern die nicht mehr als Träger des Wissens und der Bildung

sondern durch faule Mittel und die Unwissenheit der Massen herrschen.

Abb. 4: Steinkopf (um 1841/44): *Landschaft mit einem Blick auf Castel Gandolfo*<sup>4</sup>



*Antonelli* hat auch sein Schlaf- und Wohnzimmer im *Castell Gandolfo*, verbringt aber nie die Nacht dort, sondern fährt des Abends nach Rom zurück.

Komischerweise

[S. 16]

ist sein Zimmer ganz mit chinesischen Figuren und Zierrathen geschmückt. Ob das eine Ironie ist auf das China zu dessen Erhalter er sich gemacht hat?

Von da ritten wir durch eine Allee, die schon manchem Maler zum Vorwurf gedient hat, und deren gebogenen gespaltige Stämme zum Theil

von eigens dazu errichtetem Mauerwerk getragen werden müssen, nach *Albano*.

Die Stadt hat ein Paar gute *Hotels*, sie liegt nicht unmittelbar am See, man hat eine ziemliche Anhöhe zu steigen und noch dazu auf ganz schattenlosen [sic!] Wege um hin

zu gelangen. Als wir durch die Straßen gingen um uns hinaus zu begeben, sahen wir von dem vergitterten Fenster im Erdgeschoß eines Hauses eine lange Stange herausragen mit einem kleinen ledernen Beutelchen am Ende, es wurde uns gesagt, daß dies das Stadtgefängnis ist wo die, die leichterem Vergehen wegen zu Wochen oder Monaten verurtheilt sind, sitzen, während die schwereren Verbrechen mit den Galeeren bestraft werden. Das Beutelchen hängen sie aus damit die Vorübergehenden eine

Gabe

hinein werfen. Wir thaten das und wahrscheinlich durch die Bewegung der Stange aufmerksam

gemacht, erschienen gleich mehrere Köpfe hinter dem Gitter von denen einige wild

genug aussah. „*Siamo prigionieri Signora*“, riefen sie kläglich als sei der Verlust der Freiheit ein unverschuldetes Unglück. Nachdem wir eine Anhöhe erstiegen von der aus man auf der einen Seite *Albano* sehr malerisch mit der *Campagna* als Hintergrund liegen sieht, kamen wir auf der anderen Seite in

[S. 17]

die ebenfalls allen römischen Malern bekannte und von ihnen benutzte Allee die sich oberhalb

des Sees von *Albano* hinzieht. Dieser stille schwarz blaue See, der so tief ist daß man ihn noch nicht hat

ausmessen können.

Die mit herrlichem Grün be-

wachsenen Ufer die steil, ohne flachen Uferstrand, in das Wasser hinab steigen, auf der einen Seite der *Monte Cavo* ziemlich hoch und schroff aufsteigend, auf der anderen

*Castel Gandolfo* die Spitze eines Hügels krönend, [ingeschoben:] hinter den Hügeln die bedeutungsvolle *Campagna*, dann die prächtige

Allee in der wir uns befanden und die mit ihren alten dicht verzweigten

Bäumen die schönste Baumperspektive bildet. –

(Wir ließen uns an dem Rand der Uferhügel unter den Bäumen auf einem wahren Blumentepich nieder. Man kann sich der träumerisch wehmüthigen lyrischen Stimmung nicht verwehren wenn man hier ruht) alles still wie ein Grab, nur das leise Blühen und Summen in der ewig schaffenden Natur das wie ein leises fernes Schlummerlied klang auf die untergegangne

Menschenge-

schichte mit ihren Stürmen und Leidenschaften – ach wie war das schön.

Nach einiger Zeit gesellte sich ein wunderlich aussehender Mensch zu uns, seine sehr ärmlichen Kleider waren die der Bauern aus der Umgegend, nur trug er eine Art großes Messer an der Seite im Gürtel und einen langen Knoten-  
[S. 18]

stock mit einer eisernen Spitze. Er fing an mit uns zu reden und stand dabei in so malerischer Stellung daß ich mein Skizzenbuch nahm und verstohlen anfing, ihn

zu zeichnen. Das schien ihn zu beunruhigen, er wußte nicht recht ob er bleiben oder gehn solle, erst später erfuhr ich, daß das Landvolk dort einen Aberglauben dabei hat, sie denken man müsse sterben und ein Maler der einmal in *Rocca di Papa* eine Gruppe Mädchen gezeichnet hatte, mußte sein Bild zerreißen so stürmten die Erschrocknen auf ihn ein. Unser Mann entfernte sich etwas aber wir mußten ihm doch Vertrauen eingeflößt haben, denn er kehrte wieder um, und ließ sich auf dem Grase bei uns nieder und fing an uns sein Herz aufzuschließen. Er war ein einsamer Denker des Waldes, den er zu hüten und daher beständig zu durchstreifen hatte, ein Socialist dessen Betrachtungen über die Ungleichheit der menschlichen Verhältnisse vielleicht scharfsichtiger waren als die Fouriers, ein Träumer, denn er schien zu glauben, daß irgend ein Zufall ihm doch noch einmal aus der Armuth helfen werde „nicht für mich“, „aber für die Meinen“, bemerkte er. „Ja“, sagte er endlich, „während ich nun hier sitze und spreche, ist vielleicht Einer irgendwo da unten der das Holz stiehlt.“ Wir fragten ihn ob er denn sehr strenge sei. „Nein“, erwiderte er, „ich lasse es manchmal geschehen wenn ich weiß daß es ein recht armer Teufel ist, da  
[S. 19]

denke ich der hat es doch mehr nöthig als der reiche Herr, aber freilich wenn ich sie gerade auf der That finde, muß ich sie strafen, denn sonst verlier ich ja selbst meinen Platz.“ Zuletzt ging er traurig und gedankenvoll weg, wir hatten ihm zwar etwas gegeben, aber die wunderthätigen Heiligen, welche der Armuth der  
Seinen ein

Ende machen würden, von denen er in seinen

Wäldern träumen mochte [Einfügung aus voriger Zeile:] waren wir doch nicht gewesen. –

[Fortsetzung Zeile 6:] Auf dem Heimweg sahen wir am Gitterfenster

des Gefängnisses ein rührendes Bild[:] eine junge Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arm stand auf einem, an der Mauer des Gefängnisses liegenden großen Stein  
der

es so möglich machte die Höhe des Fensters zu erreichen, hinter dem Gitter schaute ein [wildes] schwarzbraunes Männergesicht hervor, dessen trotzige Wildheit jetzt ein Strahl menschlicher Liebe und Zärtlichkeit verklärte als er mit dem Kind, das ihm die Frau hinhielt, sprach. Es war ein Bild des Pinsels von *Gallait* würdig, ein Seitenstück zu seinem schönen Bild von[m] Italiäner der an eben einem solchen Gitterfenster mit dem gefangenen Vater spricht. In der Hauptstraße von *Albano* war es wie in einem Gesellschaftszimmer. Alles war auf der Straße, man saß vor den Häusern man stand in Gruppen zusammen, man ging auf und ab, die lebhaften Reden das Gestikulieren, die Ausrufe die so oft ein Gespräch einem Satz vorangehen [S. 20]

alles das war das echte Bild des Südens,  
die Lebhaftigkeit, die uns Nordländern immer die Idee einer besonderen Veranlassung der Freude oder des Zorns und Streits giebt während sie nur die beständige Natur des Südländers ist und einen sonderbaren Contrast bildet mit ihrer ernsten, oft melancholischen äußeren Erscheinung. – Die Frauen

von *Albano* sind berühmt wegen ihrer classischen Schönheit und es ist eine Art Luxusartikel bei den vornehmen Römerinnen schöne Albaner Frauen als Ammen zu haben, die in reichem Costüm der donna das kleine Kind auf der Promenade nachtragen oder mit demselben bei ihr im Wagen sitzen. – Am folgenden Tag machten wir, wieder zu

Esel, die Tour von *Albano*, passirten zuerst *Ariccia* wo der Pallast Chigi ist mit einem großen prächtigen Park, der Familie des reichen Banquiers der ein besonderer Beschützer Rafaels war und in seinem Sommerpalais in Rom, der Farnesina, auch der schönsten Werke dieses holden Genius besaß, die reizenden Fresken zur Fabel der Psyche. *Ariccia* ist auch ein sehr beliebter Sommeraufenthalt besonders wegen seiner guten Luft berühmt. Von da ging es weiter nach *Genzano* das reizend auf grüner Höh am See von *Nemi* liegt; dieser See liegt ebenso kraterähnlich wie der von *Albano*, in einem tiefen grünen Rahmen, fast noch stiller, abgeschlossener unbewegter, weshalb ihn die Alten den Spiegel der Diana nannten. *Genzano* gegenüber

[S. 21]

ebenfalls auf der Höhe liegt *Nemi* u. die Aussicht von der Veranda des kleinen Wirthshauses ist reizend, der stille See, die steilen, theils herrlich bewachsenen, theils felsigen Ufer, *Genzano* auf der Höh und hinter den Hügeln die *Campagna*, deren duftgetränkte Ferne all diesen Gebirgsbildern einen

ganz besonderen Charakter giebt. Von Nemi hebt sich die Straße gleich ziemlich steil auf einem Wege der vulkanisch wild und malerisch an steilen Felsenwänden hinstiegt, wo die Sonne heiß wie bei uns im August brannte, der See immer tiefer unten zu unseren Füßen. Weiter oben kamen wir wieder in kühlen Waldesschatten aber unser Führer pflückte uns Sträuße der herrlichsten Blumen, duftenden Narcissen die in großen Haufen hier standen und andere liebliche Geschöpfe die wir nur als Gartenpflanzen im Norden kennen. Welch einen Reiz das hat daß Alles so unmittelbar aus der Hand der Natur, der großen Gärtnerin zu empfangen, und wie man dann erst ganz den Zusammenhang der Kunst und der Natur versteht, die blumengeschmückte Erde auf der die Madonnen Rafaels und Anderer wandeln, das ist die heimatliche Erde dieser Künstler und dieselben feinen lila und weißen Sternblumen die wir fast überall auf dem Vordergrund rafaellischer [sic!] Madonnenbilder finden, blühen auch heut zu Tage, wie damals in Fülle auf diesem glückseligen Boden, den die Natur befähigt hat ein [S. 22]

Paradies zu sein und den nur die Leidenschaft und die Tyrannei des Menschen in einen Schauplatz von Leiden, wüsten Kämpfen, von Unwissenheit und Aberglauben

verwandelt haben. Unser Führer lenkte uns von der großen Straße ab einen steilen verwachsenen Waldpfad hinauf um uns auf die alte *via sacra* zu führen deren große Quadersteine bald unter dem Grün sichtbar wurden, kurz ehe man den Gipfel erreicht, vereinigt sie sich mit der Haupt Straße und führt noch wohl erhalten bis zum Kloster auf der Höh, weil dieses Stück von den Mönchen benutzt und daher erhalten wird. Dort sieht man sogar noch die Spur in dem Stein, welche der Wagen der Feldherrn und Kaiser gelassen, die hier oben im Tempel des Jupiter die Trophäen des Kriegs niederlegten und dann im Triumphzug die *via sacra* hinab zogen durch die

#### *Campagna*

und die Triumphbögen des *Forums* auf das *Capitol*, um dort den Dank und die Anerkennung Roms zu empfangen. Wie wir auch jetzt über diese fortwährende Verherrlichung des Kriegs und der Eroberung denken mögen, wie wenig wir das Schwerdt für ein den Göttern wohlgefälliges Werkzeug halten können als die Instrumente des Friedens, dennoch liegt etwas Großes in der Art wie die Römer sich selbst verherrlichten, nachdem sie andere Völker besiegt und unterworfen und die Phantasie kann nicht umhin mit Wohlgefallen bei dem großartigen Bild zu verweilen: der stolze Zug der siegreichen Legionen von der an [S. 23]

sehnlichen Höhe des *Monte Cavo* der die ganze *Campagna* bis zum *Capitol* beherrscht, hinunter ziehend die ziemlich steile, aber wohl gepflasterte

Straße hinab zwischen Wunderwerken der Kunst hindurch, bis in das glänzende, von unvergleichlicher Pracht strahlende Rom, in diese Königin der Städte, die gefürchtet, geliebt und ersehnt wurde wie keine andere Stadt je auf Erden. Dieses Bedürfnis das Leben mit großen bedeutenden Momenten zu füllen, jede gewichtige öffentliche That durch ein Kunstwerk, durch einen Triumphzug u.s.w. verewigen, kurz das künstlerische, das ideale Bedürfnis der menschlichen Natur, versöhnt mit den brutalen Seiten derselben, der Rohheit, Grausamkeit und Tyrannei deren konkreter Ausdruck der Krieg ist, oder mildert wenigstens den Schauer den wir bei Betrachtung jener in der Geschichte nur allzu hervortretenden menschlichen Eigenschaften empfinden. Jetzt steht auf *Monte Cavo* statt des Jupitertempels ein einfaches häßliches Kloster in welchem man sich von dem beschwerlichen Ritt mit Landwein, Brodt und Butter erfrischen kann. Die alte Bedeutung dieses Berggipfels ist dahin, aber die herrliche Aussicht ist geblieben auf die zwei Seen, den von *Nemi* und von *Albano*, die Gebirgswelt rings umher, die weite Ferne der *Campagna*, das Meer mit dem alten *Ostia* und dem neuen Hafen *Civita Vecchia*, kurz ein großartiges, überreiches Panorama, das uns etwas [S. 24] verdorben wurde durch eine aufsteigende Nebelkappe die der *Monte Cavo* sich öfters plötzlich aufs Haupt setzt und die dem Landvolk unten Regen bedeutet was diesmal aber wie sich später erwies nicht der Fall war. Doch wurde es durch diesen Nebel empfindlich kühl nach der brennenden Hitze des Wegs und da auch die Aussicht ziemlich verdeckt war so traten wir bald den Rückweg an, nach der anderen Seite hinunter auf *rocca di Papa* einem wild, düster und armselig aussehenden kleinen Ort, viel tiefer als *Monte Cavo*, aber doch noch auf einer Höhe gelegen die mit großen Felsblöcken gekrönt ist mit denen der Name wahrscheinlich in Verbindung steht. Ein weites grünes Thal zwischen dieser Höhe und dem *Monte Cavo* wird das *Lager des Hannibal* genannt. Hier soll er mit seinem Heer gelagert haben. Hier lagerten wir uns auch dicht unter der *rocca di Papa* und ließen uns durch den Führer aus der *Locanda* des Orts ein Frühstück herbei- holen, das auch bald, sehr zierlich und nett in einen Korb gepackt, auf dem Kopf eines Kellners

anlangte. Mit der den Italiänern eignen Geschicklichkeit hatte unser Führer bald eine geeignete Stelle auf dem Rasen in eine wohl besetzte Tafel verwandelt, ein Tischtuch war ausgebreitet, darauf prangte ein Teller mit trefflichem römischem Schinken, der ein sehr zu empfehlendes Essen in italiänischen kleinen Wirthshäusern ist; ein Teller mit Wurst, frische Eier, die in Servietten eingeschlagen, ganz heiß ankamen, Brod, Butter, trefflicher Landwein Äpfel und Orangen, kurz ein einladendes Frühstück, besonders für solchen Appetit als wir nach unserem Ritte hatten. Wir ließen uns fröhlich dazu auf dem Grase nieder [S. 25] ein malerischerer Eßsaal ließ sich nicht denken, die Höhen, die Felsen, das grüne Hochthal, die Blumen ringsum, auf der einen Seite unsere Esel weidend, auch „das Volk das den König essen sah“, fehlte nicht; schnell hatte sich ein Kreis von Frauen, Mädchen und Kindern um uns versammelt, wilde, braun, arm und struppig aussehende Gestalten. Die Frauen oft mit Spuren großer Schönheit aber früh verblüht in Garten Arbeit, ein bunt gedrucktes Kattuntuch, nachlässig befestigt, über dem ungekämmten, schwarzen Haar flatternd, die Kinder alle braun von Farbe und zerlumpt und doch bildeten sie Gruppen eine malerischer als die andere, doch war trotz ihrer Lumpen und ihrer Wildheit, ein gewisses Etwas in ihnen was gefiel. Männer, die uns Nordländern alle wie leibhaftige Rinaldo Rinaldinis aussahen, ritten auf kleinen Pferden vorüber, Schaaren von holztragenden Eseln und Pferdchen begleitend, und warfen uns einen schnellen Blick aus den dunklen Augen zu. Die Einwohner von *rocca di Papa* sind bekannt durch ihre wilde Leidenschaftlichkeit, im vorigen Jahr erst waren drei junge Männer beim Spiel in Streit gerathen, hatten alle drei die Messer gezogen, zwei waren als Opfer gefallen, der dritte war entflohn. Ein kleines Mädchen von 12 Jahren setzte sich vor uns nieder und fing, offenbar mit der Absicht unsere Aufmerksamkeit zu erregen, an ein Spiel mit kleinen Steinen zu

spielen, die sie sehr kunstreich in die Höh warf und auf dem Rücken der Hand auffing wieder in die Hand gleiten ließ, sie warf und fing und so fort und zwar in solcher Schnelligkeit und immer wachsender Anzahl, daß man nicht umhin konnte ihr zuzusehn und ihre Geschick-

[S. 26]

lichkeit zu bewundern. Sie gab scheinbar nicht Acht auf uns und spielte mit sichtbarer Leidenschaftlichkeit wie einzig um des Spiels selbst willen. Ihr Gesicht war nicht schön, aber es hatte einen Ausdruck von trotziger Energie der es interessant machte. Als wir ihr in Anerkennung ihres kunstvollen Spiels einen Apfel reichten sprang sie wie ein gescheuchtes

Reh auf und lief so schnell sie konnte dem Orte zu, ein Herr unserer Gesellschaft rannte ihr nach, holte sie ein und hielt sie fest und da sie sich besiegt sah, hielt sie still

und nahm den Apfel. Sie setzte sich nun in den Kreis der anderen Kinder und ich forderte

sie auf zu singen, erst sträubten sie sich natürlich Alle, einer schob es auf den Anderen,

sie kicherten, sahen sich Einer den Andern an und blieben stumm. Die Erwachsenen besonders unser Führer, redeten zu, ich sagte ihnen ich würde ein schlechtes Andenken

von *rocca di papa* mitnehmen, wie ungefällig seine Kinder seien, da erhob mit einem plötzlichen Entschluß Filomena, das war der Name der Wilden die Stimme und intonirte mit einer furchtbaren Energie und mehr Stimme als man dem kleinen Körper hätte zutrauen sollen eins ihrer Volkslieder. Sie saß in der Mitte des Kreises, ihr Gesicht hatte sie von uns gewandt, so daß wir nur ihr Profil sahen, ihre Augen waren starr auf einen Punkt gerichtet wie um sich zu concentriren und die Energie des Willens – (denn jetzt wollte sie singen und gut singen wie sie vorher gut hatte spielen wollen) zu unterstützen. Ihr Beispiel gab dem ganzen Kreise Muth und sie stimmten im [S. 27]

Chor mit ein und fingen nun, immer von Filomena geführt, ein Lied nach dem Andern, gewöhnlich eine Menge Verse auf eine einförmige kurze Melodie die jedesmal mit einem lang gehaltenen, erst anschwellenden, dann verhallenden Ton schloß; dieser wehmüthig verhallende Ton machte einen sonderbaren Contrast zu den oft wilden oft lustigen Melodien und erinnerte an Göthes Volkslied das so plötzlich abreißt als ein unvollendeter Gedanke, als der Ausdruck des Unfertigen in der Seele des Volks. – Ebenso plötzlich wie Filomenas Entschluß

zum Singen gewesen war, ebenso plötzlich war auch ihr Entschluß abzubrechen, mit einem

Mal stand sie auf und ging, kein Rufen der Andern, kein Bitten unsererseits vermochte

sie zurückzuhalten, nur als wir ihr sagten sie solle das Geld das wir zum Dank für das Singen gaben, unter den Chor vertheilen da sie Dirigent gewesen blieb sie stehen, ordnete die die mitgesungen, schied die aus die geschwiegen und vertheilte das Geld gerecht, indem sie ihren Antheil behielt. Dann ging sie ohne Lebewohl, ohne Dank, ohne nur einen Blick. Noch ein Paar Jahre mehr und sie wird nicht anstehn die wilden Sitten von *rocca di papa* mitzumachen und wehe der Nebenbuhlerin die ihre Eifersucht reizen oder dem Mann der sie verrathen wird.

Am folgenden Tag besuchten wir zu Fuß noch einmal die Ufer des Sees, die herrlichen Alleen und nachdem wir von all der Naturschönheit Abschied genommen

[S. 28]

fuhren wir im Omnibus zur Station der Neapel Eisenbahn, die eine Strecke von Albano entfernt ist. Im Omnibus waren wir auf einmal wie nach *Old England* versetzt, nichts wie *John Balls*, männlichen und weiblichen Geschlechts um uns her, die ungeheuren Crinolinen, die hoch aufgezogenen Kleider, die kleinen *pou-pée* Hüte mit Federn und die *Pa's* mit dem *guide* und Nachtsack in der Hand und dabei die holden Gurgeltöne der *dolce favella* von *Albion* – man meinte ordentlich gelben Nebel aufsteigen zu sehn und Kohlendampf zu riechen. Im Waggon waren wir zum Glück allein und konnten uns ungestört an die herrlichen Eindrücke der letzten Tage erinnern. Der Mond leuchtete schon hell über Rom als wir auf der Station dicht bei den Thermen des Diokletian ankamen. In unserm Quartier war kein *souper* bereit, so gingen wir noch aus in einer *trattoria* zu speisen und als wir oben auf *Trinita dei Monti* oberhalb der spanischen Treppe standen, die wir hinunter zu gehen hatten, standen wir einen Augenblick still um das Panorama vor uns in der Fluth des milden goldnen Lichts zu betrachten und unwillkürlich entschlüpfte mir der Ausruf: „Ach welch ein Glück noch einmal in Rom zu sein!“

\*\*\*

---

<sup>1</sup> Thomas Worthington Whittredge (1820–1910): Das Theater von Tusculum vor den Albaner Bergen.<sup>1</sup> 1860. Gemälde. Foto: Smithsonian American Art Museum, Washington DC (online unter: [https://de.wikipedia.org/wiki/Tusculum#/media/File:Tusculum\\_Amphitheatre.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Tusculum#/media/File:Tusculum_Amphitheatre.jpg)).

- <sup>2</sup> Karl August Lindemann-Frommel (1819–1891): Blick auf Frascati von der Villa Aldobrandini. 1851. Bleistift, aquarelliert, 22 x 29,8 cm. Galerie Joseph Fach, Frankfurt a.M. (online unter: <https://www.zvab.com/kunst-grafik-poster/Blick-Frascati-Villa-Aldobrandini-aus-Lindemann-Frommel/15446154267/bd>).
- <sup>3</sup> Louis Kolitz (1845–1914): Prozession vor San Pietro, Frascati. 1892. Ölbild, Papier auf Pappe, 20,5 x 42,5 cm. Inv.-Nr.: AZ 69. Vgl. Katalog Louis Kolitz 1845–1914. Bearb. v. Andrea Linnebach. Staatliche Kunstsammlungen Kassel 1990, S. 65, Nr. 112. Vgl. auch Onlinekataloge MHK, Kassel.
- <sup>4</sup> Julius Steinkopf (1815/16–1892): Landschaft mit einem Blick auf Castel Gandolfo am Albaner See. Um 1841/44. Aquarell und Gouache, 21,8 x 31,5 cm. Galerie Joseph Fach, Frankfurt a.M. (20. März 2015) (online unter: <https://www.abebooks.it/arte-stampe/Landschaft-Blick-Castel-Gandolfo-Albaner-See/15446154367/bd>).

### 3. Seitenkommentar

#### Seite 1

Überschrift: „*Fraskati*“ – Malwida von Meysenbug schreibt zuweilen Fraskati mit „k“, dann auch wieder mit „c“. Zur Transkription vgl. auch „1. Einleitung“, Anmerkung 1.

Zeile 1 des Fließtextes: nach „*hatten*“ gestrichen „*unsere*“ [Augen?], nach „*wir*“ gestrichen: „*sehnsüchtig*“

Zeile 7 nach „*mußte wieder*“ gestrichen: „*etwas*“

Zeile 8 nach „*es nimmt*“ gestrichen: „*jetzt*“

Zeile 10 „*Campagna*“ – Heute spricht man bei der Umgebung von Rom vom Latium (Lazio), aber in Malwida von Meysenbugs Zeit – ebenso wie in Goethes Zeit! – war ‚Campagna‘ geläufig.

Zeile 10/11 „*Eisenbahnzug nach Neapel und eine Zweigbahn geht nach Fraskati.*“ – „Im seinerzeit geografisch noch ausgedehnten, unter der Herrschaft des Papstes stehenden Kirchenstaat wurde am 14. Juni 1856 die 20 km lange Eisenbahnstrecke von der römischen Station Porta Maggiore nach Frascati-Campitelli eröffnet. Die Lokomotiven dieser ersten Eisenbahn im Kirchenstaat stammten aus englischer Produktion.“ Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte\\_der\\_Eisenbahn\\_in\\_Italien](https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_der_Eisenbahn_in_Italien) (21.10.2018); vgl. auch „1. Einleitung“.

Zeile 11 „*Thal der Egeria*“ – Das Tal der Egeria mit einem heiligen Hain liegt südlich von Rom, östlich der Via Appia und der Callistus-Katakomben. Es führt seinen Namen von der in diesem Tal gelegenen Grotte der Egeria, einem nach der Quellnymphe Egeria benannten antiken Nymphäum, das einst wohl zur Villa des Herodes Atticus gehörte. Egeria ist in der römischen Mythologie die Nymphe der gleichnamigen Quelle. Ein beliebtes Motiv in Literatur und Kunst war die Darstellung der Grotte der Egeria.

Vgl. z.B. die Zeichnung des Architekten (von König Ludwig I. von Bayern) Friedrich von Gärtner (1792–1847): *Im Tal der Egeria*. Staatliche Graphische Sammlung München, Inv.-Nr. 1920:94. – Vgl. Ausstellungskatalog München 1981: *Deutsche Künstler um Ludwig I. in Rom*, bearb. v. Gisela Scheffler, S. 37, Nr. 33. Vorletzte Zeile „*Reich der Ideale*“ – Malwida von Meysenbug bezeichnete sich lebenslang als eine Idealistin, so auch im Titel ihrer Memoiren, und vertrat dementsprechend eine positive, optimistische, häufig verklärende Welt- und Lebensanschauung.

Letzte Zeile „*Apoll von Belvedere*“ – Marmorstatue in Rom, Vatikanische Sammlungen, aufgestellt im Cortile del Belvedere. Es handelt sich um eine römische Marmorkopie nach einer griechischen Bronzestatue, vermutlich vom Bildhauer Leochares, um 350–325 v. Chr. Seit Johann Joachim Winckelmann und Johann Wolfgang Goethe galt sie als Ideal klassischer Schönheit.

Letzte Zeile „*Capitolinische Venus*“ – Die Marmorstatue ist benannt nach ihrem Aufstellungsort in den Sammlungen auf dem Kapitol in Rom. Es handelt sich um eine römische Kopie des 2. Jh. n. Chr. nach einem griechischen Urbild, der sog.

Knidischen Venus des Bildhauers Praxiteles (4. Jh. v. Chr.). Sie zeigt die Göttin der Liebe zum ersten Mal als schöne weibliche Aktfigur, die ihre Blöße unzureichend mit den Händen zu bedecken sucht.

## Seite 2

Zeile 1 nach „*nie aufhören*“ gestrichen: „*anmuthig*“

Zeile 8 „*Aquädukte*“ – Da die Eisenbahn nach Südosten fuhr, waren es vermutlich die Aquädukte von Aqua Claudia und des Anio Novus.

Zeile 12 anstelle „*Fortschritt*“ gestrichen: „*Vorzug*“ und nach „*erkennen*“ gestrichen: „*müssen*“

Zeile 12 nach „*Erfindungsgeist der*“ gestrichen: „*sich die El[unleserlich] [...]*“

Zeile 17/18 Nach „*darin besteht*“ ist folgende Formulierung gestrichen: „*[...] das Charakteristische jener Zeit und unserer, dort die Schönheit hier die Nützlichkeit. Und der Unterschied der daraus folgt ist der daß die Nachwelt [...]*“

## Seite 3

Zeile 3 nach „*unübertroffenen Ideale*“ gestrichen: „*für Architektur, Sculptur*“

Zeile 4 bis 8 nach „*[...] der Kunst suchen*“ gestrichen: „*Die Tugenden [wie] die sie schmückten so wie die Laster welche jene Zeit entstellten sind untergegangen, das Vermächtnis der künstlerischen Schönheit ist geblieben, auch die Tugenden und Laster unserer Zeit werden untergehen, aber das Vermächtnis industrieller Nützlichkeit wird bleiben. Damit ist beiden Epochen ihre Stellung und Schätzung in der Geschichte gegeben.*“

2. Absatz „*Omnibus*“ – Der Pferdeomnibus (der meistens im Auftrag der Post fuhr) konnte in seinen Kutschen meist nur acht bis zehn Personen aufnehmen.

2. Absatz nach „*Pferd übernahm unsere*“ gestrichen: „*nicht sehr beträchtliches Gepäck, das Pferdchen mit den Nachtsäcken beladen*“

2. Absatz nach „*Fraskati ist*“ gestrichen: „*ein malerisch gelegener kleiner Ort*“

2. Absatz „*Richmond*“ – Diesen Ort kannte Malwida von Meysenbug von ihrem England-Aufenthalt recht gut. Vgl. *Memoiren einer Idealistin*, Volksausgabe, Berlin und Leipzig o. J. [vor 1903], 2. Buch, Kap. 6, S. 223: „*Freudig begrüßte ich den Vorschlag Herzens, London zu verlassen und nach Richmond zu ziehen [...]*.“ Es waren jene Jahre, als Malwida im Haus Alexander Herzens wohnte und die Erziehung der Töchter übernahm. Sie nannte es „*die Familie der freien Wahl*“.

## Seite 4

Zeile 2 nach „*ein Paar Wochen*“ gestrichen: „*hier*“

Zeile 3 nach „*nur daß man*“ gestrichen: „*hier*“

Zeile 3/4 nach „*Campagna*“ gestrichen: „*von Rom*“

Zeile 7 „*Cathedrale*“ – Hierbei handelt es sich um die Kirche S. Pietro Apostolo.

Zeile 13 nach „*zerlumpten*“ gestrichen: „*lustigen*“ Kindern

Zeile 18 „*Villa Torlonia*“ – Der Palazzo des 16. Jahrhunderts wurde im Barock umgebaut. In der Folgezeit wechselte die Villa häufig den Besitzer. Die adligen

Familien Cenci, Ludovisi, Colonna, Conti, Cesarini-Sforza und Torlonia hatten sie nacheinander inne. Anfang des 17. Jahrhunderts ließ Kardinal Lodovico Ludovisi die Gartenanlagen von Carlo Maderna (\*1556 Capolago †1629 Rom) mit Wassertheater, Brunnen und Treppenanlagen erweitern.

### Seite 5

Zeile 3 nach „*hierher nicht reicht*“ gestrichen: „*sondern*“ und nach „*Märchen*“ gestrichen: „*erzählen will*“

Zeile 7 nach „*dringen und*“ gestrichen: „*und wenn mir auch künftig das [...]*“

2. Absatz „*Villa Mandragone*“ muss heißen: Mondragone. Die Villa des späten 16. Jahrhunderts auf den Ruinen der Villa dei Quintili aus dem 2. Jh. n.Chr. ließ Kardinal Buoncompagni errichten. Er ließ die im Wappen seiner Familie vorhandenen Symbole von Drachen an zahlreichen Stellen der Außenfassade des Gebäudes einarbeiten und bei der Gartengestaltung verwenden. Diesen Drachen(-skulpturen) verdankt die Villa ihren Namen. Das Landhaus liegt an der Via Tuscolana und von dort überblickt man ein 18 Hektar großes Parkgelände. Anfang des 17. Jahrhunderts erwarb es Kardinal Scipio Borghese und ließ das Gebäude noch einmal durch Giovanni Vasanzio (Jan van Santen) zu einer gewaltig großen Vierflügelanlage erweitern. In der Hand der Familie Borghese blieb es bis in die Zeit der Malwida von Meysenbug (vgl. auch „1. Einleitung“). Im Innern der Villa befinden sich Fresken, Reliefs und Skulpturen, beispielsweise im Saal der Karyatiden und im Roten Saal sowie in der St. Georgskapelle. In den Gartenanlagen sind die fontana dei draghi (Drachenbrunnen) und der giardino segreto sowie das Eingangstor erhalten. Heute gehören Gebäude und Park zu einer Tagungsstätte der Universität Rom (vgl. online unter: [https://de.wikipedia.org/wiki/Villa\\_Mondragone](https://de.wikipedia.org/wiki/Villa_Mondragone) [31.10.2018]).

2. Absatz „*rez de chaussée*“, frz.: Erdgeschoss

### Seite 6

Zeile 4 „*Ostentation*“[?] – Präsentation im Sinne des äußerlichen Schauwertes.

Letzte Zeile „*Tusculum*“ – *Das Theater von Tusculum vor den Albaner Bergen*. 1860. Gemälde von Thomas Worthington Whittredge (vgl. „2. Text“, Abb. 1). Foto: Smithsonian American Art Museum, Washington DC ([https://de.wikipedia.org/wiki/Tusculum#/media/File:Tusculum\\_Amphitheatre.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Tusculum#/media/File:Tusculum_Amphitheatre.jpg)) – Thomas Worthington Whittredge (\*1820 Springfield, Ohio †1910 Summit, New Jersey) war ein amerikanischer Landschaftsmaler der sog. ‚Hudson-River-School‘. Er studierte in den 50er-Jahren an der Düsseldorfer Akademie und war mit dem deutschen Maler Carl Friedrich Lessing (1808–1880) befreundet, was die deutsch-amerikanischen Beziehungen zwischen den beiden Städten Cincinnati, Ohio und Düsseldorf beförderte. Fast zehn Jahre lang reiste Whittredge durch Europa. In Italien faszinierte ihn der vergangene Glanz der antiken Ruinen, wie an seiner Darstellung des Theaters von Tusculum, das in vollem Licht der südlichen Sonne zu

sehen ist, deutlich wird. Es entstand drei Jahre bevor Malwida von Meysenbug diesen Ort besuchte!

### Seite 7

Zeile 3 „Theater“ [in Tusculum] – Tusculum war in der Antike eine bedeutende Stadt, in deren Umgebung reiche Römer, unter ihnen Cicero, ihren Sommersitz hatten. Die Ausgrabungen der antiken Stadt befinden sich auf dem Monte Tuscolo oberhalb des heutigen Frascati. Auf dem Berg befinden sich noch Reste einer Akropolis und einer mittelalterlichen Zitadelle.

Zeile 5 nach „Basis liegt tiefer“ gestrichen: „denn man sieht nur noch etwa acht bis zehn Reihen“

Zeile 15-18 (im Manuskript) nach „unsrer eigenen Brust“ gestrichen: „Schon einmal hatte ich Ähnliches empfunden auch im Süden als ich noch jung war und das Leben noch wie ein großes vielverheißendes Geheimnis vor mir lag. Damals genoß ich auch der zauberischen Natur des Südens gegenüber jenes Wonnegefühls wo [...]“

Zeile 18 nach „jedes Verlangen schweigt“ gestrichen: „wo die Unruhe, die aus dem vereinzelt Bewußtsein entspringt und die eigentliche Qual der [...]“ [Fortsetzung siehe S. 8, Streichung]

### Seite 8

Auf dieser Seite hat Malwida von Meysenbug 13 1/2 Zeilen gestrichen, sie setzen den durchgestrichenen Satz von S. 7 fort: „[...] die eigentliche Qual der [...]“ „[...] Existenz ausmacht, aufhört und man sich im Einklang fühlt mit der schönen Harmonie der Welt; jetzt liegt das Leben zum größten Theil hinter mir und das mischt ein Wehmuthsgefühl in jenes Andere aber im Grunde ist es doch dasselbe: das Stillstehn der persönlichen Unruhe und das Versenktsein [?] in das große allgemeine Leben der Natur. Die Augenblicke der Begeisterung, in denen sich der persönliche Wunsch vergißt und dem Dienst einer Idee oder einer kühnen That widmet, sind dasselbe; aber alle solche gute Stunden sind selten und [wollen erworben sein] müssen bezahlt werden mit Jahren argen Frohdienstes. Doch liegt darin eine Erklärung warum die Menschen die viel mit der Natur verkehren, gewöhnlich einfacher und besser sind als Städter, sie bleiben dem objektiven Gefühl des allgemeinen Lebens näher während im Städter, in der Anhäufung und Reibung der schlechten persönlichen Unruhe das subjective zu sehr überhand nimmt und das subjective Interesse alles Andere überwiegt.“

Zeile 4 von unten „Villa Ciceros“ s. S. 7

Vorletzte Zeile „Pelasgern“ -- Als Pelasger wurde in der Antike eine der ältesten Bevölkerungen Griechenlands bezeichnet. Unabhängig davon, ob es tatsächlich je ein klar definierbares Volk dieses Namens gab, benutzte die Forschung ‚Pelasger‘ manchmal als Bezeichnung für prähistorische nicht-griechischsprachige Gruppen in Griechenland. Vgl. auch die Homepage Geschichte-Wissen (<https://geschichte-wissen.de/foren/viewtopic.php?t=5107> [29.10.2018]).

## Seite 9

Zeile 5/6 „*Victor Emmanuel*“ – Viktor Emanuel II., italienisch: Vittorio Emanuele II. (\*1820 Turin †1878 Rom) aus dem Hause Savoyen war von 1849 bis 1861 König von Sardinien-Piemont. Gemeinsam mit seinem Premierminister Camillo Benso von Cavour stellte sich Viktor Emanuel an die Spitze der italienischen Einigungsbewegung (Risorgimento) mit dem Ziel, einen geeinten Nationalstaat zu schaffen. Bereits am 17. März 1861 hatte Victor Emmanuel den Titel „König von Italien“ angenommen, aber erst ein Jahr nach Eroberung des Kirchenstaats am 20. September 1870 wurde die ‚Ewige Stadt‘ zur Hauptstadt und der Quirinal zum neuen Regierungssitz erklärt.

Zeile 8 „*Villa Aldobrandini*“ – Bauherr der grandiosen Anlage war Kardinal Pietro Aldobrandini. Die Villa liegt an einem steilen Hügel und wurde ab 1598 von den Architekten Giacomo della Porta, Carlo Maderna (vgl. Kommentar zu Seite 5, Villa Mondragone) und Giovanni Fontana geschaffen. Der Garten der Villa Aldobrandini gilt als Barockgarten, obwohl noch in der Renaissance entstanden. Terrassen, Boskette und Irrgärten wurden nun durch die eine alles bestimmende Achse ersetzt, an die sich Grotten, Wasserfälle, Kaskaden, Strahlen und Kanäle aneinanderreihen. Zu den berühmtesten Elementen zählt das halbrunde Wassertheater auf der Rückseite der Villa und die Säulen des Herkules, die wohl Landgraf Carl von Hessen-Kassel zu seiner grandiosen Gestaltung der Kaskaden mit bekrönendem Herkules anregte. Vgl. Karl August Lindemann-Frommel (1819-1891): *Blick auf Frascati von der Villa Aldobrandini*. 1851. Bleistift, aquarelliert, 22 x 29,8 cm (vgl. „2. Text“, Abb. 2). Galerie Joseph Fach, Frankfurt a.M. (<https://www.zvab.com/kunst-grafik-poster/Blick-Frascati-Villa-Aldobrandini-aus-Lindemann-Frommel/15446154267/bd>).

## Seite 10

Zeile 2 „*öffnen*“ eingefügt für gestrichen: „*morgens*“ und „*werden*“

Zeile 4 „*Auffahrt*“ eingefügt für gestrichen: „*Terrasse*“

Zeile 5 nach „*überblickt das Auge den*“ gestrichen: „*prachtvoll*“

Zeile 10 „*San Pietro, das geniale Werk des genialsten Menschen*“ – Malwida spricht von Michelangelo Buonarroti (\*1475 Caprese †1564 Rom), Maler, Bildhauer und Architekt, der die Kuppel von Sankt Peter konstruierte.

Zeile 11 am Ende gestrichen: „*auf der rechten Seite*“

## Seite 11

Zeile 1-2 nach „*wohl*“ gestrichen: „*wäre es schwer*“

Zeile 4 nach „*Wirklichkeit war und*“ gestrichen: „*um den sich im Grunde die ganze italienische Geschichte dreht*“

Zeile 6 nach „*Zeichen der Gewährung und*“ gestrichen: „*wirklich*“

Zeile 6 „[...] *daß wir gerade zu einem lokalen religiösen Fest kamen*“ – Eine solche Prozession hat auch der Maler Louis Kolitz (\*Tilsit 1845 †1914 Berlin) in Frascati erlebt und gemalt. Vgl. das Gemälde in der Neuen Galerie in Kassel (an

der Kasseler Akademie war Koltitz von 1879 bis 1911 Akademiedirektor): *Procession vor San Pietro, Frascati*. 1892 -- Bez. u. l.: „L. Koltitz 92“. Ölbild, Papier auf Pappe, 20,5 x 42,5 cm (vgl. „2. Text“, Abb. 3). Inv.-Nr.: AZ 69. Vgl. Katalog Louis Koltitz 1845–1914. Bearb. v. Andrea Linnebach. Staatliche Kunstsammlungen Kassel 1990, S. 65, Nr. 112. Vgl. auch Onlinekataloge MHK, Kassel.

Zeile 10 Der Beginn dieser Zeile sollte hinter das Wort „*aber*“ der vorigen Zeile eingefügt werden.

Ende der letzten Zeile gestrichen „*achtzügigem*“

### Seite 12

Zeile 2 nach „*gemacht*“ gestrichen: „*wird vom Dom St. Peter [...]*“

Zeile 11 nach „*Nachmittags*“ gestrichen: „*ordnete sich der Zug um das heilige Bild abzuholen*“

Zeile 12 nach „*Züge*“ gestrichen: „*Processionen*“

Zeile 13 nach „*ungeheuren Standarden*“ [sic!] gestrichen: „*Fahren*“

Zeile 17 nach „*in Frascati lebende*“ gestrichen: „*Erzbischof*“ und am Ende derselben Zeile dasselbe Wort ersetzt durch: „*Cardinal*“

### Seite 13

Über dem eigentlichen Text: „*fare specie, far maraviglia, mi fa specie – es wundert mich*“

Zeile 2 nach „*Cathedrale und*“ gestrichen: „*manche unbeschreiblich reizende Gruppe von Landleuten in ihren malerischen Costümen*“

### Seite 14

Zeile 1 nach „*ebenso*“ gestrichen: „*etwas*“

Zeile 2 nach „*nüchternen*“ gestrichen: „*anglikanischen*“

Zeile 3 vor „*Kindern*“ gestrichen: „*indischen*“

Zeile 4 nach „*Ort illuminirt*“ gestrichen: „*besonders*“

Zeile 8 Möglicherweise fehlt nach dem Wort „*Haufen*“ ein Relativpronomen, etwa: „*was sie [...]*“.

Zeile 10 „*Trinklied aus Lucrezia Borgia*“ – In der Oper *Lucrezia Borgia* von Gaetano Donizetti, Libretto von Felice Romani nach dem Roman von Victor Hugo (Uraufführung 1833), singt Orsini im 2. Akt, 5. Szene das Trinklied „*Il segreto per esser felici [...]*“ [Das Geheimnis glücklich zu sein], nicht ahnend, dass der Wein, den man genießt, vergiftet wurde, wodurch der tragische Ausgang der Oper eingeleitet wird. Heinrich Heine war bekanntlich ein scharfer ironischer Kritiker der katholischen Kirche. Vielleicht fühlte sich Malwida von Meysenbug auch an sein Trinklied erinnert: *Im Hafen*, das von der fortschreitenden Trunkenheit eines Heimgekehrten handelt. Vgl. [goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/db/wiss/heine/Schoenert\\_heine\\_hafen.pdf](http://goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/db/wiss/heine/Schoenert_heine_hafen.pdf) (09.10.2018).

Zeile 15 nach „*Sterne in*“ gestrichen: „*funkelnder blitzender*“

Zeile 12 nach „*des Kreuzes*“ gestrichen: „*die Musik wurde umdrängt, [...]*“

**Seite 15**

Leider fehlt in diesem Manuskript, das zu einem Heft gebunden wurde, eine Seite bzw. eine Textpassage, denn zwischen dem Ende von Seite 14 und dem Beginn der Seite 15 lässt sich keine textliche Abfolge herstellen. Die fehlende Textpassage hat vielleicht über Ereignisse auf dem Weg von Frascati (wo man übernachtete) nach Castel Gandolfo, wo die Reisegesellschaft am folgenden Tag zu finden ist, berichtet. Am Anfang der Seite 15 ist jedenfalls von der päpstlichen Sommerresidenz Castel Gandolfo am Albaner See die Rede. Seinen Namen erhielt der Ort nach einem Kastell der Genueser Familie Gandolfi des 12. Jahrhunderts. Auf dessen Trümmern wurde unter Urban VIII. von dem Baumeister Carlo Maderna (\*1556 Capolago †1629 Rom) der Papstpalast erbaut, später erweitert. Der Buchstabenverlust am linken Rand der Seite wurde von mir [V.L.] ergänzt und in Klammern [...] gesetzt. Vgl. „2. Text“, Abb. 4: Julius Steinkopf (1815/16–1892): *Landschaft mit einem Blick auf Castel Gandolfo am Albaner See*. Um 1841/44. Aquarell und Gouache, 21,8 x 31,5 cm. Galerie Joseph Fach, Frankfurt a.M. (20 März 2015) (<https://www.abebooks.it/arte-stampe/Landschaft-Blick-Castel-Gandolfo-Albaner-See/15446154367/bd>).

Zeile 1 „Villa“ für gestrichen: „Pallast“

Zeile 4 „Pius IX.“, von den Italienern Pio Nono genannt, vgl. „1. Einleitung“.

Zeile 9 „trauriges“ verbessert in „langweiliges“ und „Vater“ verbessert in „Pabst“

Ende der Zeile 9, Beginn der Zeile 10 von dem Satzteil „ohne Frauen- und Kindergesellschaft [...] guten Erben [?]“ bleibt nach Streichung übrig: „ohne Kinder und deren Mutter [...]“.

Zeile 9-13 Es folgen drei zwischen die Hauptzeilen geschriebene Einfügungen, in der Transkription als eingerückter Text wiedergegeben.

Zeile 10 anstelle von „strengeres exclusiveres“ Zeremoniell gestrichen: „langweiliges“

Zeile 11 Zeilenende nach „Wenn er ein“ gestrichen: „verständiger“

Vorletzte Zeile „Antonelli“ – Giacomo Antonelli (\*1806 Sonnino †1876 Rom) war ab 1848 Kardinalstaatssekretär des Kirchenstaates und konservativer Berater von Papst Pius IX. Er tat sich als unerbittlicher Streiter für den Erhalt des Kirchenstaates und der politischen Machstellung des Papstes hervor.

**Seite 16**

Zeile 4 nach „gedient hat“ gestrichen: „nach Albano“

Zeile 5 „Albano“ – das antike Castra Albano. Die heute noch zu besichtigenden Ruinen – Stadttor, Mauern, Amphitheater, Thermen, Zisternen, das Grabmal der Horatier und Curazier – weisen auf die antike Stadt als einem höchst bedeutenden Ort. Die Stadt wurde im Zweiten Weltkrieg stark zerstört.

Zeile 16 nach „kläglich als sei“ gestrichen: „das Unglück“

**Seite 17**

Zeile 2/3 nach „*Albano hinzieht*“ gestrichen: „*Dies ist sicher einer der malerischsten Flecken auf der Erde.*“

Zeile 4/5 nach „*ausmessen können*“ gestrichen: „*und der unter seiner spiegelglatten Fläche wie man sagt eine ganze versunkene Stadt, das alte Albalonga birgt [...].*“ Der Albaner See hat eine Fläche von sechs Quadratkilometern und ist 190 m tief.

Zeile 7 „*Monte Cavo*“ – Der Monte Cavo oberhalb des Albaner Sees ist die zweithöchste Erhebung in den Albaner Bergen. Seine Höhe beträgt 950 m über dem Meeresspiegel. Es ist der Eruptionskegel eines Vulkans in diesem Gebiet. Im Altertum war es ein Heiliger Berg, Albanus Mons, auf dessen Gipfel der Jupitertempel stand. Während der antiken Feierlichkeiten, der *feriae latinae*, wurden hier Opfergaben dargebracht. Nach seiner Zerstörung 1783 wurde ein Kloster anstelle des Tempels errichtet. Ein Fußweg, der vom Ort Rocca di Papa über die antike Via Sacra zum Gipfelplateau führt, ist noch heute begehbar, während die Straße zum Gipfel des Monte Cavo, von zahlreichen vor allem militärisch genutzten Sendee- und Antennenanlagen umgeben, nicht mehr öffentlich zugänglich ist.

Zeile 10/11 nach „*Baumperspektive bildet*“ gestrichen: „*das ist wirklich ein reizendes Bild voll [...]*“

**Seite 18**

Zeile 2 „*[...] mein Skizzenbuch nahm*“ – Malwida gibt dem Leser zu verstehen, dass sie künstlerisch tätig ist; ein Hobby, das sie als junge Frau sehr ernsthaft betrieben hatte. Jedoch ist die Verlegenheit des Mannes auch ohne Aberglauben begreiflich.

Zeile 7 nach „*so stürmten*“ gestrichen: „*Gezeichneten*“

Zeile 11 „*Socialist*“ – Es ist nicht unwichtig für Malwida von Meysenbugs politische und gesellschaftliche Einstellung, dass sie diesen Begriff gebraucht (vgl. auch Zeile 13 „*Fourier*“).

Zeile 13 „*Fourier*“ – Gemeint ist Charles Fourier (\*1772 Besançon †1837 Paris), ein Vertreter des Frühsozialismus und scharfer Kritiker des Kapitalismus (gepaart mit einer antisemitischen Einstellung), der auch als Vater des Begriffs ‚Feminismus‘ gilt. Die klarste Formulierung seiner Theorie findet sich in seinem Werk *Le nouveau monde industriel et sociétaire* (1829) [„Die neue Welt der Industrie und Vergesellschaftung“]. Es wäre sicherlich lohnend, der Frage nachzugehen, inwieweit sich Malwida von Meysenbug mit seinen Thesen befasst hat.

**Seite 19**

Zeile 4 an Stelle von „*wunderthätigen*“ gestrichen: „*helfenden*“

Zeile 13 „*Gallait*“ – Louis Gallait (\*1810 Tournai †1877 Schaerbeek bei Brüssel), belgischer Maler, dessen Historien- und Genrebilder seit den 1840er-Jahren auf großen Ausstellungen in vielen europäischen Ländern von der Kunstkritik gefeiert

und vom Publikum begeistert aufgenommen wurden. Während man heute in vielen seiner sozialkritischen Bilder eher sentimentale Rührstücke erblickt, galten sie zu Lebzeiten des Malers als fortschrittlich und realitätsnah. Diese Tatsache ist auch für die Bewertung von Malwida von Meysenbugs Gefängniszene zu berücksichtigen. Zusammen mit Edouard de Bièfve gilt Gallait als Erneuerer der belgischen Malerei. Das Gemälde mit der Szene, in der ein Sohn vor dem Gefängnis die Hand des Vaters, der hinter Gittern sitzt, erfasst, lässt sich im Internet nachweisen (vgl. <http://blog.daum.net/kmozzart/2399>) – jedoch ist nicht klar, wo Malwida das auf 1863 datierte Bild gesehen hat.

## Seite 20

Zeile 1 nach „*alles das war*“ gestrichen: „*heiter unterhaltend*“

Zeile 1 nach „*Bild des Südens*“ gestrichen: „*wie man es im Norden gar nicht sehen kann*“

Zeile 5 „*Die Frauen von Albano*“ – Bereits die Maler der Romantik verehrten die jungen italienischen Frauen in ihrer schönen Tracht. Legendär wurde die von August Kestner (\*1777 Hannover †1833 Rom), Legationssekretär der hannoverschen Gesandtschaft beim Vatikan in Rom, ‚entdeckte‘ Albanerin Vittoria Caldoni, „*Wunder von Schönheit an Leib und Seele*“, der er bei einem Sommeraufenthalt in Albano 1820 begegnete. Sie war die Tochter armer Winzerleute, verkörperte aber die vollendete Schönheit, die von da an kaum ein Künstler der Romantiker-Generation versäumte zu zeichnen oder zu malen. Das bekannteste Bild ist von Friedrich Overbeck (\*1789 Lübeck †1869 Rom), es befindet sich in der Neuen Pinakothek in München. Vgl. *Deutsche Briefe aus Italien. Von Winckelmann bis Gregorovius*. Gesammelt und hrsg. v. Eberhard Haufe. 3. Aufl., Leipzig 1965, S. 160f.: Brief Christian August Kestners an Charlotte Kestner Rom, 20. August 1826.

Zeile 10 „*Ariccia*“ – Der Hauptplatz wurde von Lorenzo Bernini (\*1598 Neapel †1680 Rom) 1664 gestaltet. Besonders berühmt und beliebt waren hier Palazzo und Park der Bankiersfamilie Chigi. Malwida weist darauf hin, dass ein Mitglied der Familie, Agostino Chigi, der Auftraggeber der Fresken in der am Tiberufer gelegenen Villa Farnesina in Rom (im Stadtteil Trastevere) war, die Raffael (\*1483 Urbino †1520 Rom) mit seinen Schülern an Decke und Wänden der Gartenloggia zur Geschichte von Amor und Psyche (nach *Der goldene Esel* von Apuleius) ausführte, darunter das berühmte Fresko *Triumph der Galatea* (1511/12).

Zeile 15 „*Genzano*“ liegt am Rande eines Kraters, der heute vom Nemisee ausgefüllt wird. Schöne Alleen führen zum Palazzo Caesari.

Letzte Zeile „*Spiegel der Diana*“ – Dieser poetische Name für den Nemisee rührt daher, dass sich der heilige Wald in der Nähe des Tempels der Jagdgöttin Diana in ihm spiegelte.

## Seite 21

Zeile 6/7 nach „*auf einem Wege der*“ gestrichen: „*einen ganz [vulkanischen] Charakter hat und*“

**Seite 22**

Zeile 4 „*via sacra*“ – Die antike gepflasterte Straße führt auf den Monte Cavo. Dieser Weg führte einst zum Jupitertempel hinauf. Hier versammelten sich im 5. Jahrhundert v. Chr. die Vertreter des Latinischen Städtebunds. Rom gehörte diesem Bündnis an, unterwarf die anderen Städte jedoch im 4. Jahrhundert v. Chr. (vgl. <http://www.visitcastelliromani.it/it/rocca-di-papa/da-vedere/59-da-vedere-58/via-sacra>) – vgl. S. 17, Zeile 7.

Zeile 6 nach „*vereinigt sich mit der*“ gestrichen: „*großen*“ Straße

Zeile 8 nach „*sieht man sogar noch die*“ gestrichen: „*Wagen*“[-Spur]

Zeile 9 nach „*Wagen der Feldherrn und Kaiser*“ gestrichen: „[...] *Triumfatoren*“

Zeile 10 nach „*Tempel des Jupiter*“ gestrichen: „*der einst auf Monte Cavo stand*“

Zeile 15 nach „*das Schwert für*“ ist die Formulierung: „*ein den Göttern wohlgefälliges Werkzeug*“ geändert in: „*den Göttern wohlgefällig*“

**Seite 23**

Zeile 3 nach „*Wunderwerken der*“ gestrichen: „*Architektur und*“

Zeile 6 nach „*andere Stadt je auf Erden*“ gestrichen: „*und deren Name ein Zauberwort war*“

Zeile 12 nach „*menschlichen*“ gestrichen: „*Leidenschaft*“

Zeile 13 „*Jupitertempel*“ – vgl. S. 17, Zeile 7: „*Monte Cavo*“ und S. 22, Zeile 4: „*via sacra*“

Letzte Zeile „*Civita Vecchia*“ – Hafenstadt, die man vom Gipfel des Monte Cavo aus sehen kann.

**Seite 24**

Zeile 3 nach „*durch diesen Nebel*“ gestrichen: „*plötzlich*“

Zeile 5/6 „*Rocca di Papa*“ – Von diesem Ort kann man auf beide Seen schauen.

Zeile 9 „*Lager des Hannibal*“ – Hannibal (um 247 v. Chr. Karthago – 183 v. Chr. Bithynien) aus Karthago, einer der größten Feldherrn der Antike, war der Gegner Roms im Zweiten Punischen Krieg (218–201 v. Chr.). Er fügte dem Römischen Reich mehrere schwere Niederlagen zu und brachte es 216 v. Chr. in der Schlacht von Cannae an den Rand des Untergangs.

**Seite 25**

Zeile 2/3 „*das Volk, das den König essen sah*“ – Das Zitat konnte nicht ermittelt werden. Es erinnert aber an die sog. ‚Schauessen‘, die Fürsten veranstalteten, wobei das Volk von Ferne zuschauen durfte.

Zeile 5 nach „*mit Spuren*“ gestrichen: „*früher*“

Zeile 8 nach „*doch war [...]*“ gestrichen: „*keiner unter ihnen der*“

Zeile 10 „*Rinaldo Rinaldini*“ – Der Schwager von Goethe, Christian August Vulpius (\*1762 Weimar †1827 Weimar), veröffentlichte 1798 einen dreibändigen Roman, der einen Räuber dieses Namens zum literarischen Protagonisten machte. Literarisch hatte Vulpius Vorbilder (dazu gehörten auch Schillers *Räuber*) und

Nachahmer. Sein Buch erlebte zahlreiche Auflagen. Auch in der Malerei erfreute sich das Thema, das ebenso wie in der Literatur an das wirkliche Banditenwesen und die Erlebnisse von Opfern anknüpfte, großer Beliebtheit (z.B. bei Carl Friedrich Lessing, Léopold Robert und Louis Gallait).

Zeile 12 nach „aus den dunklen Augen“ gestrichen: „und ritten weiter“

Zeile 13 „sind bekannt“ verbessert aus: „sind berühmt“

Zeile 16 „Spiel mit Steinen“ war in den vergangenen Jahrhunderten bei Kindern beliebt. Abgesehen von Geschicklichkeitsspielen gab es Wurfspiele, Knobelspiele, bei denen kleine gesammelte Steine gebraucht wurden. Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann/Regine Falkenberg: *Was wir gespielt haben. Erinnerungen an die Kinderzeit*. Frankfurt a.M.: Insel 1999 [1981], Abb. S. 283: Das Knopfspiel.

### Seite 27

Zeilen 4-6 „dieser wehmütig verhallende Ton [...] erinnerte an Göthes Volkslied, das so plötzlich abreißt [...]“ – Goethe hat zahlreiche Liedtexte geschrieben, es ist nicht klar, welches Malwida von Meysenbug meint.

### Seite 28

Zeile 3 „John Ball“ – Malwida von Meysenbug meint wahrscheinlich den Puritaner John Ball (1585–1640), denn nach den sinnenfrohen italienischen Erlebnissen wirkten die schlicht gekleideten Engländer vermutlich ernüchternd puritanisch auf sie. In Frage kommen aber auch der US-amerikanische Pionier John Ball (1794–1884) und der irische Politiker, Naturwissenschaftler und Bergsteiger John Ball (\*20. August 1818 †21. Oktober 1889).

Zeile 5 „Pou-pée Hüte“ – Vermutlich sind puppenhafte Strohhüte der kleinen damenhaft ausgestaffierten Mädchen gemeint.

Zeile 6 „dolce favella von Albion“ – Die „süße Rede der Engländer“ könnte man die Wendung übersetzen, wobei das „dolce favella“ Dante und Petrarca (so bezeichnet dieser die Rede seiner Geliebten, Laura) zitiert.

Zeile 9 nach „konnten wir uns ungestört“ gestrichen: „der Erinnerung“

Zeile 13 „Trinità dei Monti“ – Die berühmte Kirche Santissima Trinità dei Monti, die Dreifaltigkeitskirche, ragt oberhalb der Spanischen Treppe empor und liegt auf dem Pincio, dem von Deutschen – besonders auch von Schriftstellern und Künstlern – als Wohnviertel bevorzugten Hügel Roms. Gleichzeitig ist sie der beliebteste und populärste Ort der Romreisenden seit es diese Kirche gibt, die zwischen 1502 und 1585 erbaut wurde.

Von dort bei Mondschein auf Rom zu blicken war sicher ein großartiges Erlebnis, aber auch der grandiose literarische Abschluss eines Reiseberichts!



# Malwida von Meysenbug und die Wagnerfamilie

*Eva Rieger, Dagny Beidler*

Malwida von Meysenbugs Beziehungen zu dem Komponisten Richard Wagner (1813–1883), seiner Frau Cosima Wagner sowie zu deren Kindern waren eng. In dem Haus Tribschen bei Luzern, wo Richard und Cosima einige Jahre lang lebten und das heute als ein Wagnermuseum fungiert, hängt an der Wand ein Porträt von Malwida von Meysenbug, sodass Besucher sich oft die Frage stellen, wie es zu dieser Freundschaft kam und welche Rolle sie im Leben dieser beiden Menschen spielte.

Sowohl für Richard als auch für Malwida war die Revolution von 1848/49 eine einschneidende Lebenserfahrung. Beide erhofften sich viel vom Umsturz. Malwida war, wie man weiß, mit sozialistischen und feministischen Ideen ihrer Zeit vertraut und bekannte sich dazu. Wagner, der auch der Revolution anhing und als der Aufstand in Dresden ausbrach, als Dirigent dort tätig war, machte begeistert mit und verteilte Handzettel an Soldaten mit der Aufforderung, sich den Aufständischen anzuschließen. Er dachte, dass ein Sieg der Rebellen ihn vom Joch seines Amtes befreien würde. Während sich Wagner ein vom Adel weniger abhängiges Amt wünschte und glaubte, die Kunst könne sich durch einen Sieg der Revolutionäre verbessern und freier entwickeln, die Revolution also mehrheitlich für seine eigenen Interessen herbeisehnte, ließ sich Meysenbug von der Losung ‚Souveränität, Freiheit und Gleichheit‘ begeistern. Ihr ging es um eine Änderung der Politik. Außerdem erhoffte sie sich mehr Rechte für Frauen.

Nach der Niederschlagung der Revolution gab es in Dresden standrechtliche Erschießungen und hohe Gefängnisstrafen. Wagner war gezwungen zu fliehen, und er ließ sich in Zürich nieder, wo er seine revolutionären Ideen langsam aufgab und sich seinen Kunstschriften widmete. Malwida hingegen dachte selbst nach der Niederlage der Aufständischen nicht daran, ihre revolutionären Ziele aufzugeben, denn ihr war klar, dass es um die Stellung bürgerlicher Frauen nicht gut stand und diese sich ihre Freiheiten erkämpfen mussten. Sie verließ ihren Wohnort Detmold und zog nach Hamburg, um sich an einer neu gegründeten Frauenhochschule zur Erzieherin ausbilden zu lassen. 1850 begann sie eine Lehrerausbildung. Bald darauf wurde die Schule aber aus politischen und finanziellen Gründen geschlossen. Im Übrigen machte es Malwida politisch verdächtig, dass sie mit demokratischen Freunden verkehrt hatte. Als sie im April 1852 eine Freundin in Berlin besuchte, verhörte man sie und beschlagnahmte ihre Papiere – sie war denunziert worden.

Auf Rat ihrer Umgebung bemühte sie sich umgehend um eine Schiffspassage nach England, um dort als Flüchtling zu leben. Sie schlug sich mehr schlecht als recht als Gouvernante durch, eine Tätigkeit, die sie hasste; ihre Freundin, die Schriftstellerin Johanna Kinkel, charakterisierte die Position der Gouvernante folgendermaßen und traf damit Malwidas Position recht genau:

„Die Stellung der Gouvernante ist eine trostlose. Sie ist eine Art Polyp, ein Übergangsgeschöpf zwischen Tier und Pflanze, d.h. zwischen Herrschaft und Dienerschaft. Sie wird von oben herab schlecht behandelt, mit einer empörenden Herablassung, und sie wird ebenso von unten herauf schlecht behandelt, denn die Diener gehorchen ihr unwillig, und das Oberhaupt der Dienerschaft, eine furchtbar absolute Majestät in ihrem Gebiet, die ‚upper nurse‘, die meist alt ist, oft schon zwei Generationen in der Familie gedient hat und in der ‚nursery‘ allmächtig herrscht, tut alles was in ihren Kräften steht, um die Gouvernante, die die Kinder aus ihren Händen empfängt, zu ärgern. Das unglückliche Wesen ist auf das Studierzimmer angewiesen, wo sie mit ihren Zöglingen ihr Leben verbringt.“<sup>1</sup>

Nach schwierigen Monaten als Gouvernante übernahm Malwida 1853 die Aufgabe, die beiden Töchter des russischen Emigranten Alexander von Herzen zu erziehen und fand damit endlich eine ‚Heimat‘. Neben ihrer Arbeit als Lehrerin, Hausdame und Ersatzmutter der zwei Mädchen arbeitete sie als Schriftstellerin, Journalistin und Übersetzerin. Herzen setzte sich als Schriftsteller und Oppositioneller für die Demokratisierung Russlands ein.

Noch in Deutschland hatte Meysenbug die drei wichtigsten Schriften Richard Wagners gelesen: *Das Kunstwerk der Zukunft*, *Die Kunst und die Revolution* und *Oper und Drama*. Sie erkannte darin, dass Wagner die Oper als Mittel der Zerstreuung ablehnte und das echte Leben mit allen emotionalen und geistigen Höhen und Tiefen widerspiegeln wollte. Das gefiel ihr, denn sie war von dem Wunsch beseelt, das kulturelle Niveau der Menschheit zu heben. In ihrem bekanntesten Buch, *Memoiren einer Idealistin*, schreibt sie:

„Mittlerweile waren mir auch die Texte des *Tannhäuser*, des *Lohengrin* und des *Ring des Nibelungen* bekannt geworden. Wie oft hatte ich schon in frühester Jugend, als die leidenschaftliche Neigung für das Theater mich sogar zu dem Wunsche begeisterte, selbst Künstlerin zu werden, um das Ideale unmittelbar darstellen zu können, darüber nachgedacht, welch wichtiges Bildungsmittel das Theater sein müsste, wenn die Kunst in ihm zu einem Kultus erhoben, wenn sie Religion würde und ihre Jünger Priester, welche die Aufgabe hätten, die ideale Weihe, die sie in sich fühlten, auszudrücken und den Zuschauern mitzuteilen.“<sup>2</sup>

Hier wird schon deutlich, worum es Malwida ging. Sie hatte noch keinen Ton von Wagners Musik gehört, aber doch begriffen, dass er eine neue Art von Theater

haben wollte, die anstelle der Religion den Menschen auf eine neue Höhe der kulturellen Erfahrung erheben sollte. Das entsprach ihrer eigenen idealen Vorstellung von einer Kunst, die den Menschen ‚veredeln‘ könnte. Weiter heißt es:

„Ich glaubte fest an die wahre Vollendung und Erlösung des Lebens durch die Kunst. Aber mir schien es, als müsse noch eine lange, schwere Arbeit vorangehen. In den Schriften Wagners hatte ich die vollendete Theorie dessen gefunden, was ich in unbestimmten Zügen empfunden und geahnt hatte. Der Wunsch, etwas von jener Musik hören zu können, war für mich zur brennenden Sehnsucht geworden, zu deren Erfüllung aber auch nicht die leiseste Aussicht vorhanden schien. Wie sehr musste mich nun die Nachricht erregen, dass der Verfasser jener bedeutungsvollen Bücher, der Schöpfer jener poesieerfüllten Texte, nach London käme.“<sup>3</sup>

Abb. 1: Stockar-Escher (1853): *Richard Wagner in Zürich*<sup>4</sup>



Als sie erfuhr, dass er ein Konzert in London leiten würde, ruhte sie nicht eher, als bis sie dort eine Übernachtungsmöglichkeit fand, damit sie beim Konzert dabei sein konnte. Seine feurige Art zu dirigieren begeisterte sie denn auch. Sie kannte die Werke Carl Maria von Webers auswendig, und doch war es ihr, als hörte sie die Musik zum ersten Mal:

„Ich hatte die Empfindung, als flösse sichtbar vom Taktstock des Dirigenten eine Harmoniewelle über das Orchester hin und liesse die Musiker gleichsam unbewusst in einer höheren Weise spielen, als sie es bis jetzt je vermocht hatten. Unter allem, was ich im konzertreichen England bis jetzt gehört hatte, stand dies Konzert einzig da.“<sup>5</sup>

Malwida von Meysenbug und Richard Wagner begegneten sich 1855 in London. Diese erste Begegnung verlief holprig. Sie bemühte sich um ein Treffen mit Wagner, denn schüchtern war sie nicht, und eine Bekannte, die eine Einladung zum Empfang nach dem Konzert hatte, nahm sie mit. Aber sie wurde enttäuscht, denn Wagner behandelte sie zurückhaltend und kühl. Er wies ihre Begeisterung für seine Schriften brüsk zurück und lobte dafür Schopenhauer,<sup>6</sup> und sie erinnerte sich:

„Der Abend verlief, ohne dass sich ein wärmerer Ton zwischen Wagner und uns hergestellt hätte. Ich fühlte ein Unbefriedigtsein von dieser Begegnung, das mich um so schmerzlicher traf, als ich dem Verfasser jener Schriften, dem Dirigenten jenes Konzertes, mit so warmer Begeisterung entgegengegangen war.“<sup>7</sup>

Es ist seltsam, dass er ihr die Lektüre Schopenhauers empfahl, denn als Cosima, seine Ehefrau, ihn einmal fragte, ob sie Schopenhauer lesen sollte, riet er ab und meinte, „durch den Mann sollte die Frau zur Philosophie kommen“. Er traute den Frauen im Allgemeinen nicht viel zu.<sup>8</sup>

In seiner Autobiographie *Mein Leben* berichtet Wagner seinerseits über die erste Begegnung mit Malwida:

„Ich traf sie noch von all den Wünschen und Entwürfen für die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts erfüllt an, zu denen ich durch mein Buch [*Das Kunstwerk der Zukunft*] mich selbst bekannt hatte, von welchen ich aber jetzt, und zwar unter der Anleitung Schopenhauers, durch die Erkenntnis der tiefen Tragik der Welt abgewendet worden war. Es war mir peinlich, bei meinen Diskussionen hierüber von der enthusiastischen Freundin nicht verstanden zu werden und ihr geradeweges als Renegat einer edlen Sache zu erscheinen. Wir schieden in großer Verstimmung. Jetzt erschrak ich fast, Malwida 1859/60 wieder in Paris anzutreffen: gar bald löschte sich aber jede peinliche Erinnerung an jene Londoner Debatten aus, als sie mir sofort mit der Erklärung entgegenkam, daß der damalige zwistige Disput auf sie den entscheidenden Erfolg gehabt hätte, welcher sie bestimme, sich unverzüglich mit der Schopenhauerischen Philosophie bekannt zu machen.“<sup>9</sup>

Wagner stand gar nicht immer zu seinen eigenen Schriften, sondern konnte sie sogar verwerfen, wenn ihm irgendetwas anderes wichtiger erschien, und das war zu diesem Zeitpunkt seine Schopenhauer-Lektüre. Die Revolution war lange vorbei, sie war gescheitert, und sie interessierte ihn auch nicht mehr. Hinzu kam, dass es ihm in England nicht gefiel und er sich nach Zürich sehnte. Diese Unzufriedenheit ließ er an Malwida aus, die aber kräftig gegenhalten konnte; es gelang ihr, die Bekanntschaft aufrecht zu erhalten, indem sie ihm später mitteilte, von ihrer Schopenhauer-Lektüre sehr angetan zu sein. Sie verstand es, mit dem Komponisten geschickt umzugehen, und sie erkannte in ihm den außerordentlichen, ja genialen Musikschaaffenden, der, wie sie, viel und gerne las und gedanklich verarbeitete. Und sie besaß noch dazu das Talent, Wagners Monologe auszuhalten und nur in seltenen Fällen zu widersprechen.

Den Winter 1859/60 über verbrachte sie in Paris. Noch immer kannte sie keine Note von Wagner, nur seine Schriften, und sie sehnte sich danach, einmal einer Aufführung beizuwohnen. Als sie erfuhr, dass er auch in Paris weilte, wollte sie ihn unbedingt treffen: „Mein nächstes Ziel war, den Schöpfer so hoher Dinge wiederzusehen. Ich wusste nicht, ob es ihm genehm sein würde. Aber ich wollte es doch ehrlich versuchen. Ich fühlte, dass ich ihn verstand. So, dachte ich, wird sich auch die Brücke finden, auf der ich zu ihm gelange.“<sup>10</sup>

Zufällig saß sie in einem Konzert hinter Wagner und seiner Frau Minna. Er erkannte sie und sagte freundlich: „Ach ja, bei Ihnen habe ich etwas gut zu machen; ich war damals sehr schlechter Laune; daran waren aber bloss die englischen Nebel schuld.“<sup>11</sup>

Das Ehepaar lud Malwida ein, sie zu besuchen, und bald saß sie in deren kleinem Haus, unweit der Champs Elysées, in einer stillen Straße. „Es sah reizend behaglich darin aus“, schreibt sie,

„besonders Wagners Arbeitskabinett und das Musikzimmer waren, wenn auch klein, doch von künstlerischer Bedeutung. Hier nun fingen eine Reihe glücklicher Stunden an. Wagner erschien mir jetzt erst im rechten Licht; die Londoner Nebel waren gewichen und mit stauender Freude sah ich diese gewaltige Persönlichkeit sich vor mir enthüllen. Er schien viel geselliger gestimmt wie in London. Gastlich öffnete sich sein Haus des Abends wöchentlich einmal, und es drängten sich zu diesen Empfangsabenden bedeutende, freilich auch unbedeutende Menschen genug. Wagner aber beherrschte die Gesellschaft so völlig, dass man eigentlich nur ihn sah und hörte und die andern darüber völlig vergaß.“<sup>12</sup>

Wagner war dennoch unglücklich, weil in Paris die Erfolge ausblieben, und Minna, die er von Dresden nach Paris geholt hatte, sich dort nicht wohlfühlte und unter der Situation litt. Nur in dem Abstand zu seiner Frau fand er die nötige Ruhe,

um seinen Geschäften nachgehen zu können, denn nichts fürchtete er so sehr wie Streit. Minna wollte nicht provozieren und hielt sich entsprechend zurück. Sie schrieb ihrer Freundin Mathilde Schiffner:

„Sie sind in großem Irrthum, liebste Freundin, wenn Sie glauben, dass ich mich mit Richard öfter zanke. Gott sollte mich davor bewahren, nein, das ist eine andere Sache bei uns. Kein Wort fällt meiner Seite über das was seiner Seite geschied, nichts Gebrumtes oder Gemaultes giebt es da aber der sogenannte Hofton ist es, den ich hasse, dieser existirt bei uns. Kein Vertrauen, keine Herzlichkeit mehr, die sonst bei uns heimisch waren, über Alles wird geschwiegen, nicht ein gemüthliches Berathen besprechen wir, was oft gut war.“<sup>13</sup>

Malwida hielt sich aus den häuslichen Problemen der Wagners heraus, und doch blieb ihr die Tragik der gescheiterten Ehe nicht verborgen:

„Seine Frau war nicht imstande, ihn über die vielen Missverhältnisse und die Ungunst seiner Lebenslage zu erheben oder sie mit Seelengrösse und weiblicher Anmut versöhnend zu mildern. Dem so ganz von seinem Dämon Beherrschten hätte von jeher ein hochgesinntes, verständnisvolles Weib zur Seite stehen müssen, die es verstanden hätte, zwischen dem Genius und der Welt zu vermitteln. Statt dessen verlangte Frau Wagner von dem Genius Konzessionen an die Welt, welche dieser nicht bringen konnte, nicht bringen durfte. Aus dieser gänzlichen Unfähigkeit, das Wesen des Genius und die daraus entspringenden Folgen in seinem Verhältnis zur Welt zu begreifen, entstand nun fast tägliche Pein und Qual im Zusammenleben, das durch die Kinderlosigkeit der Ehe auch noch des letzten versöhnenden und mildernden Elements entbehrte. Dennoch war sie eine gute Frau und in den Augen der Welt entschieden der bessere und der leidende Teil von den beiden. Ich unterschied anders und empfand ein grenzenloses Mitleid mit Wagner, dem die Liebe hätte die Brücke bauen müssen, über die er zu den andern Menschen hinüberschritt.“<sup>14</sup>

Im 19. Jahrhundert war der Geniekult in voller Blüte, und Malwida glaubte fest an die Aufgabe der Ehefrau, ihn bedingungslos zu unterstützen.

Sie genoss umso mehr die Möglichkeit, jetzt endlich Richards Musik, von ihm und anderen interpretiert, zu hören. Er hatte auf eigene Kosten seinen Kollegen Karl Klindworth aus England nach Paris kommen lassen, der seine Werke auf dem Klavier begleiten sollte, während Richard selbst die verschiedenen Stimmen sang. So lernte sie *Lohengrin* und *Tristan und Isolde* ganz, die *Walküre* und *Rheingold* fast vollständig kennen. Sie war besonders bevorzugt, da Richard ihr erlaubte, auch morgens alleine zu kommen und zuzuhören, wenn er mit Klindworth musizierte. So geschah es einmal, dass die beiden *Tristan und Isolde* durchnahmen, vor ihr als einzigem Gast.

„Immer tiefer nahmen mich diese gewaltigen Schöpfungen gefangen, immer heller wurde die Offenbarung in mir, dass dies allein der wahre Fortschritt in der Kunst und ihr höchstes

Ziel sei: die Vereinigung aller Künste zum musikalischen Drama. An Urkraft der Empfindung, an Grösse der Leidenschaft, an voller menschlicher Wahrheit der Gestalten konnte ich alles dies nur mit Shakespeare vergleichen, aber hier ist ausserdem noch die Musik, die den gewaltigen Gang der tragischen Handlung wie mit einem verklärenden Äther umgibt. Und welche Musik! Es verhält sich mit ihr auch wie mit Shakespeare. Man vergisst, dass sie etwas von einem menschlichen Gehirn Geschaffenes ist. Sie scheint wie aus dem Wesen der Dinge selbst herausgestiegen, eine Naturnotwendigkeit, ein organisches Ganzes mit der Wahrheit der Gestalten. Raum und Zeit verschwinden bei Anhörung eines solchen Kunstwerks.“<sup>15</sup>

Und weiter schrieb sie:

„Nun ging mir auch ganz das Verständnis für den Mann auf, dessen gewaltiger Dämon ihn zwang, so unglaublich Grosses zu schaffen. Von der Zeit an wusste ich, dass mich nichts mehr an ihm irre machen würde, dass er mir verständlich bleiben würde auch in dunkeln Stunden, in heftigen Äusserungen seiner reizbaren Natur, in Sonderbarkeiten, welche die grosse Menge veranlassen würde, Steine auf ihn zu werfen. Ich wusste es, dass er von nun an auf mich rechnen könne in Not und Tod, und dass sein Genius eine der wenigen Leuchten sein würde, deren Glanz mir überhaupt noch es wert machen würde, zu leben.“<sup>16</sup>

Man mag diese Zeilen als übersteigerte Begeisterung wahrnehmen, und doch kann man nachempfinden, wie gewaltig die Musik auf Malwida eingewirkt haben muss, was sie denn auch veranlasste, dem Komponisten viel zu verzeihen.

Eines Tages war sie bei Wagners zum Essen eingeladen. Als sie eintraf, fand sie alle aufgereggt, denn Napoleon III. hatte den Wunsch, den *Tannhäuser* an der grossen Oper aufgeführt zu sehen. Der Operndirektor war nun untertänig und bereit, alles nach Wagners Wünschen einzurichten. Malwida musste zwar nach London zurückkehren, aber sie setzte alles daran, um das Ehepaar schließlich 1861 wieder in Paris besuchen zu können. Sie war entsetzt zu sehen, dass sie nicht mehr in einem Häuschen wohnten, wo Wagner abgeschirmt arbeiten konnte, sondern in einer Etage im 2. Stock, von Lärm umgeben.

Sie nahm an den Proben zum *Tannhäuser* teil und berichtet: „Es ging alles wunderschön, und nach dem herrlichen Sextett, wo die Minnesänger den wiedergefundenen Tannhäuser begrüssen, erhob sich das Orchester wie ein Mann und brachte Wagner ein freudiges Hoch der Begeisterung aus.“<sup>17</sup> Doch die Aufführung misslang, und Malwida wurde Zeugin eines riesigen Skandals. Die Herren des Jockey-Clubs, die verärgert waren, weil Wagner kein Ballett vorgesehen hatte, kauften sich im Voraus kleine Pfeifen. Bei der Premiere verliefen die Ouvertüre und der 1. Akt ohne Störung. Aber

„bei dem hinreißend poetischen Wechsel aus dem wüsten Bacchanal der Unterwelt in die reine Morgenstille des Thüringer Waldtals, unterbrach ein gewaltiges Lärmen die Musik. Die Herren des Jockey Clubs saßen in ihren Logen, in ihren mit Glacéhandschuhen bedeckten Händen die kleine Pfeife haltend, die dann auf ein gegebenes Signal die schrillen Töne hervorbrachte. Natürlich blieb auch die Gegenpartei nicht untätig.“<sup>18</sup>

Am Tag darauf wollte Wagner eine zweite Aufführung verhindern, aber alle Freunde einschließlich Malwida beschworen ihn, weiterzumachen. Das zweite Mal wurde aber der Kampf noch erbitterter. Malwida saß mit Minna Wagner in einer Loge. Neben ihnen waren Franzosen, die sich besonders durch Pfeifen, Zischen und Schreien hervortaten. Malwida war außer sich vor Empörung und schrie in französischer Sprache laut ihren Zorn heraus, nannte die Protestler „einen Haufen von Strassenbuben“ und hörte nicht auf, so dass ihr Minna erschrocken zuflüsterte: „Mein Gott, Sie sind zu kühn, Sie werden sich Unannehmlichkeiten zuziehen.“<sup>19</sup>

Nach diesem Debakel blieb das Ehepaar Wagner einer dritten Aufführung fern. Diese wurde noch schlimmer beschrien als die bisherigen. Malwida ging hinterher mit Freunden zu Wagners, die gerade beim Tee saßen. Wagner rauchte eine Pfeife: „Er empfing die Nachricht des abermaligen, und zwar des erbittertsten Kampfes von allen mit Lächeln. Aber am Zittern seiner Hand fühlte ich, dass das hässliche Begebnis ihn dennoch tief erregt hatte.“ Wagner zog die Partitur zurück. Malwida schrieb einen Bericht über die Vorgänge nach England, der in den *Daily News* abgedruckt wurde. Für sich aber hält sie fest: „Ich glaubte fest an die wahre Vollendung und Erlösung des Lebens durch die Kunst.“<sup>20</sup> Auf ihre Kindheit zurückblickend erwähnt sie einmal, dass ihr Herz für alles erglühete, was den „Stempel des Erhabenen“ trug, und dass „der Kultus der Heroen die wahre Religion“ ihrer Kindheit war.<sup>21</sup> Diese Begeisterung für das Großartige trug sie in ihr Leben hinein, und so war es fast zwingend, daß sie derart stark auf Wagner reagierte. Sie lebte eine aristokratische und zugleich eine liberale Einstellung.

Nach diesen Erlebnissen setzte eine regelmäßige Korrespondenz ein, und 1869 wurde sie nach Tribtschen bei Luzern eingeladen, wo Richard und Cosima mit den fünf Kindern wohnten. Daniela und Blandine stammten aus Cosimas erster Ehe mit dem Komponisten, Pianisten und Dirigenten Hans von Bülow; Isolde, Eva und Siegfried waren die Kinder Richards und Cosimas. Minna war inzwischen verstorben. Das Paar heiratete erst 1870, weil Cosima auf die Scheidung von Bülow warten musste. Malwida wurde zur Hochzeit und zugleich zur Taufe von Siegfried nach Luzern eingeladen und sie kam mit Olga von Herzen, der Tochter Alexander Herzens. Das ergibt sich aus dem Tagebuch von Wagners Assistenten Hans Richter: „Mit dem Meister auf den Sonnenberg gegangen, um Frll. Meysenbug für den

kommenden Tag zu Tische zu laden. Dieselbe kam mit ihrem Zögling Olga Herzen Mittwoch den 3ten August zu Tisch. Abends 7 Uhr dieselben wieder zurück nach dem Sonnenberg.“<sup>22</sup>

Die fünf Kinder freundeten sich mit Malwida an und nannten sie fortan „Mutter“.

Richard, der Malwidas Unvoreingenommenheit den Menschen gegenüber eigentlich kennen sollte, fand es nicht beschämend, ihr die Zweitauflage seiner rassistischen Broschüre *Das Judentum und die Musik* zukommen zu lassen, auf die sie kritisch einging, wie ein Vermerk in Cosimas Tagebuch zeigt: „Brief von Frl. v. Meysenbug – Richard wenig erfreuend“.<sup>23</sup> Obwohl er kluge Frauen gerne als „Blaustrümpfe“ belächelte, schätzte er Malwidas intellektuelle Fähigkeiten, nahm ihre Aussagen ernst und ärgerte sich über Meinungsdivergenzen. Als sie zum Beispiel in einem Brief 1870 das Bombardement von Paris bedauerte, war Richard „entrüstet. Wir kommen überein, daß es die größte Torheit (ist), über diese Dinge zu faseln“, schreibt Cosima.<sup>24</sup> Auch die Ansichten des Ehepaares über die Ungleichheit der Rassen führten zu Konflikten. Im Stil stets herzlich und freundlich, versuchte Malwida zumindest in ihren Briefen, eine Änderung in diesem Denken zu erreichen, beispielsweise wenn sie mit dem Wagnersohn Siegfried korrespondierte, der seine Abneigung gegen Juden offen vor sich hertrug. So schrieb sie ihm einmal von einem jungen spanischen Juden, für den Beethoven und Wagner das Höchste seien, und sprach sich dagegen aus, jüdische Mitbürger zu verdammen: Für Christen sei es geradezu ein Gebot, sich ihrer anzunehmen.<sup>25</sup> Das konnte Siegfried nicht gefallen, ebenso wenig wie ihr Lob einer Jüdin, die ihren Reichtum dem Armenquartier von Rom spendete. Das nannte sie „ein herrliches Beispiel edelster Humanität; erhaben über Rassen- und Religions-Unterschiede.“<sup>26</sup> Siegfried, von allen „Fidi“ genannt, antwortete wohl mit großer Schärfe, denn er nötigte Malwida zu einer ungewohnten Reaktion: „O Fidi mein, lassen wir’s Politisieren sein!“<sup>27</sup>

1872 war sie in Bayreuth dabei, als der Grundstein zum Bau des Festspielhauses gelegt wurde und Richard in dem von Wilhelmine von Bayreuth errichteten Rokoko-Theater Beethovens neunte Sinfonie dirigierte. Kurz darauf ging sie auf Cosimas Vorschlag ein, nach Bayreuth zu ziehen. Cosima beschrieb ihr in ihren Briefen verschiedene Wohnmöglichkeiten und verschaffte ihr dann eine Wohnung, in die sie 1873 einzog. Diese plante eine Schule für Mädchen und suchte die Beratung von Malwida, die ihrerseits mit den fünf Kindern Ausflüge zur Eremitage, zum Sophienberg oder in die sogenannte Schweizerei unternahm. Abends traf man sich zur gemeinschaftlichen Lektüre, was Malwida als „Stunden seltenen Genusses“ bezeichnete, denn Richard Wagner las gerne vor und gab dazu seine

Kommentare ab. Zuweilen kamen Gäste. So freute sie sich über die Besuche Friedrich Nietzsches, dessen Beziehung zu Wagner damals noch recht intensiv war. Sie hatte ihn bei der Grundsteinlegung für das Festspielhaus kennengelernt, nachdem sie zuvor schon seine Schrift *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* gelesen hatte.

Malwida war Gast bei zahlreichen gesellschaftlichen Anlässen und wurde als Familienmitglied in der neuerbauten Villa Wahnfried herzlich aufgenommen. So schildert sie einmal, wie Liszt im August 1878 den *Parsifal* auf dem Klavier spielte, Wagner dazu sang und schließlich alle zusammen Karten spielten:

„Wir haben uns totgelacht dabei über Wagners sprudelnde Lustigkeit und Witz. Der Übermut quoll ihm aus allen Poren und dabei das sanfte Lächeln Liszts, der immer gütig, aber doch im Grunde eher traurig ist [...]. Heute morgen war schon Fest im Garten, der neue Hühnerhof war fertig, und Wagner hatte eine Menge seltener Hühner kommen lassen, die nun zum ersten Mal da in die Freiheit gelassen wurden zum Jubel der Kinder. Liszt war dazu da und ich, dann kamen auch Wagner und Cosima, und wir frühstückten alle zusammen im Garten [...]. Wagner war ganz erfüllt von seinen Hühnern, und niemand würde glauben, wer diesen gemütlichen Hausvater sieht, dass er der für so stolz und grob verschrieene Wagner oder der grosse geniale Meister ist.“<sup>28</sup>

1876 erschienen ihre *Memoiren einer Idealistin* in deutscher Sprache, die bis 1910 insgesamt zehn Auflagen erlebten. Das machte sie zu einer im deutschen Kulturleben bekannten Persönlichkeit. Im gleichen Jahr war sie bei der Eröffnung des Festspielhauses mit der Uraufführung des *Rings des Nibelungen* dabei. Begeistert schreibt sie:

„Hier sollte ein Kulturwerk entstehen, wie die moderne Geschichte nichts Ähnliches aufzuweisen hatte, ein Kulturwerk im griechischen Geist, wo nur einmal im Jahr, losgelöst von den Fesseln der Alltäglichkeit, das deutsche Volk sich versammeln und im Spiegelbild höchster Kunstschöpfungen, sein eigenes edelstes Selbst verklärt erkennen sollte [...]. So hatte ich Bayreuth verstanden, so glaube ich, verstand es Friedrich Nietzsche damals, und auch die kleine Anzahl derer, die sich mit Begeisterung von Anfang an um den Meister geschart hatten.“<sup>29</sup>

Sie hatte mitbekommen, dass der Bau „dumpfe Gleichgültigkeit von der einen, gehässige Bosheit und den kleinlichen Neid von der anderen Seite“ erregt hatte, und sie war glücklich, dass die Aufführungen finanziell gesichert waren. Ihr Enthusiasmus für die Aufführungen kannte keine Grenzen: „Was etwa noch mangelhaft blieb bei der Ausführung, wurde kaum gefühlt in der Glorie des Ganzen. Und wie befestigte sich da mein lang gehegter Gedanke, daß das Theater zu einem der edelsten Kulturmittel für das Volk werden müßte.“<sup>30</sup>

Nach Abschluss des *Rings des Nibelungen* gab es ein großes Bankett, bei dem Wagner eine Rede hielt und nach ihm auch Franz Liszt sprach. „Die Umarmung der zwei Männer, jetzt sich auch verwandtschaftlich so nahe, war ein schön bewegter Schluss eines Kulturfestes von der allerhöchsten Bedeutung. Leider war die Welt noch nicht reif genug dafür.“<sup>31</sup> Dass sich die Wagneranhänger teilweise wie eine Sekte verhielten und viel Unterwürfigkeit herrschte, entging ihr in ihrem Traum von einer besseren Theaterwelt. Hier machte sich ihr Hang bemerkbar, zu idealisieren und Negatives zu verdrängen.

Malwida kehrte noch einige Male nach Bayreuth zurück. Ein Jahr vor Wagners Tod schreibt Cosima: „Er ist sehr müde, doch erfreut ihn die Gegenwart unsrer Freundin Malwida bei Tisch. Er scherzt mit ihr über ihre beiderseitigen Schriften, ‚die deinigen liest die ganze Welt, ich lese nur die meinigen, mache es wie der liebe Gott nach dem Talmud, der die Bibel liest‘.“<sup>32</sup> Ob eine Spur Eifersucht mitgespielt? Er wusste um seinen eigenen Ruhm in der Welt, aber es wird ihn getroffen haben, dass ihre *Memoiren einer Idealistin* viele Auflagen erlebten und sie in der Öffentlichkeit so bekannt und beliebt war. Sie schrieb einmal selbst, dass sie sich in Rom fast so vorkomme, als sei sie eine Sehenswürdigkeit, so oft wurde sie besucht oder angesprochen.

1882 war Malwida wieder in Bayreuth, und Cosima notierte: „Abends wird Whist gespielt in der Halle, während R. seine Erinnerungen an Bakunin mit Malwida auffrischt.“<sup>33</sup> Bakunin hatte er beim Dresdener Aufstand kennengelernt. Dieser war, im Gegensatz zu Wagner, verhaftet und zum Tode verurteilt, dann aber begnadigt worden. Über Russland und Sibirien, wo er der Gefangenschaft entkommen konnte, landete er in England, wo Malwida von Meysenbug ihn kennengelernt hatte.

Die Meinungsverschiedenheiten zum Thema Rassismus flammten erneut auf, als Cosima und Richard sich begeistert über Gobineaus vierbändiges Werk *Die Ungleichheit der Menschenrassen* äußerten, in dem dieser die weiße Rasse, besonders die „Arier“, als den „schwarzen und gelben Rassen“ kulturell überlegen bezeichnete. Malwida wird in einem Brief auf die gesellschaftlichen Bedingungen der Ungleichheit eingegangen sein, was Richard empörte. „Das Wort: ‚die Gesellschaft‘, erregt immer seinen Ärger!“, schrieb Cosima in ihr Tagebuch, und einen Tag später: „Die Aussagen Malwida’s über Gobineau ärgern ihn immer noch.“ Richard war abwechselnd von ihrer Verehrung angetan und über ihre Ansichten verärgert. Aber auch Cosimas Vorstellungen von Weiblichkeit werden Malwida nicht gepasst haben. Einmal kritisierte sie an Malwidas Buch *Stimmungsbilder*, dass die Rolle der Frau dort zu sehr „nach aussen getrieben“ erscheine. Statt der

Beschäftigung mit Politik und Literatur sollte sich die Frau als Hüterin des Schweigens verstehen.<sup>34</sup>

Wie konnte eine Freundschaft zwischen einer liberalen, von Demokratie, Gleichheit und Selbstbestimmung überzeugten Frau und einem Ehepaar gedeihen, das konservative und rechtsnationale Träume hegte? Bei der Darstellung des Wagnerschen Familienlebens hebt Malwida in ihren Büchern Richards gute Seiten hervor. Kein Wort über seine Wutausbrüche und Beleidigungen, wenn ihm ihre Ansichten nicht passten. Sie verzieh ihm dies, weil sie seine ungeheure Rolle als Musikschöpfer und Dramatiker begriff und durch seine Kunst und seine Theater-schriften eine Besserung der Verhältnisse erhoffte. Erst später erzählte sie dem Schriftsteller Romain Rolland von Erlebnissen, die ihr nicht behagten. 1891 war sie mit Rolland in Bayreuth, und er schreibt: „Seit Wagners Tod war es das erste Mal, daß sie hierher zurückkam, und die Erregung ließ aus ihrem Geheimfach vertrauliche Mitteilungen hervorquellen, die sie an jedem andern Orte, in jedem andern Augenblick, niemals preisgegeben hätte.“ Er war mit ihr zu einem Mittagstisch eingeladen, wo er vom „unerträglichen, germanischen Übernationalismus“ sowie dem „selbstverständlichen Antisemitismus“ der Familie Wagner schrieb.<sup>35</sup> Einmal schrieb Malwida an Cosima, von der sie sich immer wieder antisemitische Bemerkungen anhören musste:

„Für mich reducirt sich die Racenfrage auf die Menschheitsfrage und auf das einfache Axiom: gut und böse. Es ist auf alle Racen anwendbar. Dass durch die historische Entwicklung manche Züge sich schärfer entwickelt [haben], andere zurückgetreten sind, ist unleugbar, und macht uns Manche sympathischer als andere, und so haben insbesondere Juden, zum Theil gewiss auch als Folge der langen Unterdrückung, Vieles entwickelt, was antipathisch wirkt. Aber die arischen Christen? Was erleben wir nicht unter ihnen, und wie klein ist die Minorität derer, die wir wirklich ganz lieben können!“<sup>36</sup>

Als Nietzsche, der Malwida aufgrund ihrer mütterlichen Art sehr schätzte, sich fünf Jahre nach Wagners Tod innerlich von Wagner löste und seine harsche Kritik im *Fall Wagner* zum Ausdruck brachte, reagierte sie trotz ihrer Vorbehalte gegenüber Wagner verständnislos und bitterböse und beendete damit den umfangreichsten Briefwechsel, den Nietzsche je mit einer mit ihm befreundeten Frau geführt hatte. Sie hatte lange versucht, beiden, Wagner wie Nietzsche, die Treue zu halten, aber die grelle Polemik stieß sie letztlich ab.

Nach Wagners Tod schrieb Cosima drei Jahre lang nicht an Malwida, was diese verletzte; aber danach kam es wieder zu einem häufigeren Austausch von Briefen. Es war wohl Malwidas Feingefühl und ihre Kindheit in aristokratischen Kreisen, die ihr den Umgang erleichterte. Man traf sich in einigen Punkten, und

diese waren den beiden Frauen wichtig genug, um an ihrer Freundschaft festzuhalten. Im Mittelpunkt stand das Werk Richard Wagners und dessen Verbreitung. Hinzu kam Malwidas Liebe zu den Kindern und ihr Interesse an ihnen. Weitere Gemeinsamkeiten waren persönliches Leid: Beide Frauen hatten früh Geschwister verloren und hatten mit diesen Schicksalsschlägen umgehen müssen. Außerdem arbeiteten beide als Übersetzerinnen. Auch das Interesse an Theater, Literatur und Musik war ihnen gemeinsam. Malwida schlug sogar vor, Cosima zur Intendantin aller Theater im Deutschen Reich zu machen, und schrieb: „dann könnte wieder einmal etwas aus deutscher dramatischer Kunst werden.“<sup>37</sup>

Malwida wollte eine Welt, in der die Frauen ganz so wie Männer „das Recht auf Entfaltung aller Fähigkeiten durch Unterricht und Studium“ haben konnten.<sup>38</sup> Für die soziale Problematik der Frau ihrer Zeit interessierte sich Cosima nicht, die Frauenbewegung schien ihr lächerlich zu sein. Sie sorgte zwar für die Bildung ihrer Töchter, doch nicht, um sie für einen eigenen Weg im Leben auszustatten, sondern für ihr künftiges Leben als verheiratete Frau. Es war Malwida, die Richards erster Tochter Isolde riet, Berufssängerin zu werden, und sie meinte: „Ihre prachtvolle Stimme eignet sich für Bayreuth.“<sup>39</sup> Cosima, deren Karriere als Pianistin an ihrem Vater Liszt gescheitert war, versperrte wiederum ihren Töchtern den Weg zur Selbständigkeit. Alle Argumente Malwidas waren erfolglos.

Es mutet seltsam an, dass Cosima nichts gegen die schriftstellerische Tätigkeit Malwidas einzuwenden hatte, schließlich war sie gegen allzu selbstbewusste Frauen eingenommen und überzeugt, dass Jungen und Mädchen keinesfalls gemeinsam erzogen werden sollten.<sup>40</sup> Das Geheimnis dieser Freundschaft lag wohl darin, dass Malwida „Frauenwürde und Zartgefühl mit Kühnheit des Denkens und des Handelns“ verband, wie der Historiker Gabriel Monod schrieb.<sup>41</sup> So gelang es den beiden doch sehr verschiedenen Charakteren, ihre Freundschaft zu erhalten. Diese erstaunliche Verbundenheit hielt trotz aller Differenzen in ihren Ansichten auf vielen Gebieten und brachte beiden Gewinn. Der gegenseitige Respekt und die Verschiedenheit des Erlebten ließen unterschiedliche Ansichten zu. Was Cosima an Malwida besonders schätzte, formulierte sie selbst einmal so: „Wie ich mich bei Dir geborgen fühle, unter großen Flügeln, auf die man sich schwingt und die einen bedecken und bergen können.“<sup>42</sup>

Es war diese von Malwida ausgehende Wärme, die nicht nur die Kinder genossen und auf die Cosima in einer anderen Aussage hinweist: „Was meiner Kindheit, ja meinem ganzen Leben schwer gefehlt hat, die mütterliche Liebe und Theilnahme, nehm ich von Dir dankend an“, denn: „Du bist unser aller Mutter und wir lieben Dich alle, wie Deine Kinder!“<sup>43</sup>

- <sup>1</sup> Johanna Kinkel: Hans Ibeles in London. Frankfurt 1991 (Neuaufl. der Ausg. von 1860), S. 177.
- <sup>2</sup> Malwida von Meysenbug (im Folgenden: MvM): Memoiren einer Idealistin. 3 Bde in einem. Berlin/Leipzig o.J. (ca. 1904; im Folgenden: Memoiren I, II und III), Memoiren II, S. 278ff.
- <sup>3</sup> Ebd., S. 279f.
- <sup>4</sup> Richard Wagner 1853 in Zürich, als er mit der Komposition des Rings begann. Aquarell von Clementine Stockar-Escher, 1853 (Richard Wagner Museum).
- <sup>5</sup> MvM: Memoiren II, S. 281.
- <sup>6</sup> Vgl. zum Themenkomplex Wagner – Schopenhauer – Malwida von Meysenbug den Artikel von Alfred Röver in diesem Band.
- <sup>7</sup> MvM: Memoiren II, S. 284.
- <sup>8</sup> Cosima Wagner: Die Tagebücher. Hrsg. v. Martin Gregor-Dellin und Dietrich Mack. München/Zürich 1976f., 2 Bde (im Folgenden: Tagebücher), Bd. 1 (1976), S. 23 (2.12.1869). Sie fügte hinzu: „Vollkommenes Verständnis meinerseits.“
- <sup>9</sup> Richard Wagner: Mein Leben. 2 Bde. Leipzig 1986, Bd. 2, S. 182f.
- <sup>10</sup> MvM: Memoiren II, S. 253ff.
- <sup>11</sup> MvM: Memoiren III, S. 254.
- <sup>12</sup> Ebd.
- <sup>13</sup> Zit. n. Eva Rieger: Minna und Richard Wagner. Düsseldorf 2003, S. 349.
- <sup>14</sup> MvM: Memoiren III, S. 281f.
- <sup>15</sup> Ebd., S. 260f.
- <sup>16</sup> Ebd., S. 260ff.
- <sup>17</sup> Ebd., S. 285.
- <sup>18</sup> Ebd., S. 290.
- <sup>19</sup> Ebd., S. 291.
- <sup>20</sup> MvM: Memoiren II, S. 279.
- <sup>21</sup> MvM: Memoiren I, S. 26.
- <sup>22</sup> Hans Richter: Tagebuch-Exzerpte. In: König Ludwig II. und Richard Wagner. Briefwechsel. Mit vielen anderen Urkunden hrsg. v. Wittelsbacher Ausgleichs-Fonds u. v. Winifred Wagner. Karlsruhe 1939, Bd. 5, S. 163–166, hier: S. 164.
- <sup>23</sup> Tagebücher, Bd. 1, 10.5.1870, S. 229.
- <sup>24</sup> Ebd., 13.9.1870, S. 284.
- <sup>25</sup> MvM an Siegfried Wagner, 22.5.1895 (Richard Wagner Archiv Bayreuth, im Folgenden: RWA).
- <sup>26</sup> MvM an Siegfried Wagner, 24.4.1898 (RWA).
- <sup>27</sup> MvM an Siegfried Wagner, 3.6.1898 (RWA).
- <sup>28</sup> MvM: Am Anfang war die Liebe. Hrsg. v. Berta Schleicher. München 1926, S. 115f.
- <sup>29</sup> MvM: Der Lebensabend einer Idealistin (1898; im Folgenden: Lebensabend), Berlin/Leipzig 1903, S. 40f.
- <sup>30</sup> Ebd., S. 40, 43.
- <sup>31</sup> Ebd., S. 30.
- <sup>32</sup> Tagebücher, Bd. II, S. 981 (19.7.1882).
- <sup>33</sup> Ebd., S. 982 (21.7.1882).
- <sup>34</sup> Cosima an MvM, 19.06.1879 (RWA).
- <sup>35</sup> Romain Rolland: Aus meinem Leben. Amsterdam 1949, S. 119, 121, 370ff.
- <sup>36</sup> Malwida an Cosima Wagner, 4.3.1899 (Tribtschen Archiv).

- <sup>37</sup> Die Korrespondenzen der Malwida von Meysenbug. In 3 Bde nach Vorarbeiten von Christa Gelhaus-Urban und Karin Hollmann hrsg. v. Annegret Tegtmeier-Breit (im Folgenden MR I-III). Detmold 2001, MR III, S. 27 (An Louise von Medem vom 13.10.1894).
- <sup>38</sup> MvM: Memoiren II, S. XXVIII. Vgl. dazu auch den Artikel von Marlis Wilde-Stockmeyer und Ute Giebhardt in diesem Band.
- <sup>39</sup> 29.9.1894 an Cosima Wagner (RWA).
- <sup>40</sup> MR II, 20.7.1879 (Cosima Wagner an MvM).
- <sup>41</sup> MvM: Memoiren II, S. IX.
- <sup>42</sup> Cosima Wagner an MvM, 25.6.1872 (RWA)
- <sup>43</sup> Cosima Wagner an MvM, 22.3.1897 (RWA).



# Malwida von Meysenbug – Schopenhauer und der Budhismus<sup>1</sup>

Alfred Röver

## Einführung

Es war Richard Wagner, der Malwida von Meysenbug auf Schopenhauer aufmerksam machte. Malwida von Meysenbug berichtet in ihren *Memoiren einer Idealistin* von ihrem ersten Treffen mit Wagner im Hause von Friedrich Althaus in London im Jahre 1855 wie folgt: „Die sehr zurückhaltende kühle Weise, in der Wagner unser aller warmes Entgegenkommen aufnahm, befremdete mich im ersten Augenblick etwas [...].“ Und später:

„Nur kurz wurde indes des unbefriedigenden musikalischen Treibens gedacht. Fast von vornherein wandte sich das Gespräch auf die Werke eines Philosophen, dessen Namen ganz plötzlich wie ein strahlendes Gestirn aus der Vergessenheit, in der man ihn mehr als ein viertel Jahrhundert gelassen hatte, heraufgestiegen war. Dieser Philosoph war Arthur Schopenhauer. Wohl erinnerte ich mich, in früher Jugend bei einem längeren Aufenthalt in Frankfurt am Main öfters einen kleinen Mann in einem grauen Mantel mit mehreren Kragen, damals Chenille genannt, gesehen zu haben, der am Mainquai, von einem Pudel gefolgt, zur bestimmten Stunde seinen täglichen Spaziergang machte [...]. Nachher hatte ich nie wieder von ihm gehört, bis nun seit einiger Zeit wiederholt von Deutschland die Kunde herübergekommen war, dass jenen Mannes Werke, obgleich längst veröffentlicht, jetzt erst gelesen würden und er von einigen als der grösste Philosoph nach Kant bezeichnet, von anderen aber noch weit über diesen gestellt werde.“<sup>2</sup>

Friedrich Althaus hatte das Gespräch auf Schopenhauer gebracht, da er wusste, dass Wagner sich mit ihm beschäftigt hatte, und bat ihn, die Grundgedanken der Schopenhauerschen Philosophie zu erklären. Malwida berichtet weiter: „In dem darauf folgenden Gespräch traf mich mit besonderer Macht der Ausdruck ‚die Verneinung des Willens zum Leben‘, welchen Satz Wagner für das Endresultat der Schopenhauerschen Weltanschauung erklärte.“<sup>3</sup>

Wagner selbst hat diese Begegnung mit Malwida etwas anders in Erinnerung, wie er Cosima Wagner in seinen Memoiren diktierte. Es ging um ihre zweite Begegnung 1861 in Paris.

„Hier fand sich auch eine ältere Bekannte, Malwida von Meysenbug, wieder zu mir, um fortan für das ganze Leben mir nahe befreundet zu werden. Ich war ihr zuvor ein einziges

Mal, und zwar während meines Aufenthaltes in London (1855) persönlich begegnet, nachdem sie bereits früher mit enthusiastischer Zustimmung sich über mein Buch ‚Das Kunstwerk der Zukunft‘ brieflich zu erkennen gegeben hatte.

Damals in London wo wir uns eines Abends bei einer Familie Althaus zusammenfanden, traf ich sie noch von all den Wünschen und Entwürfen für die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts erfüllt an, zu denen ich durch jenes Buch mich selbst bekannt hatte, von welchen ich aber jetzt, namentlich unter der Anleitung Schopenhauers durch die Kenntnis der tiefen Tragik der Welt sowie der Nichtigkeit ihrer Erscheinungen in einem fast gereizten Sinne abgewendet worden war. Es war mir peinlich, bei meinen Diskussionen hierüber von der enthusiastischen Freundin nicht verstanden zu werden und ihr geradewegs als Renegat einer edlen Sache zu erscheinen. Wir schieden in großer Verstimmung.

Jetzt erschrak ich fast, Malwida von Meysenbug wieder in Paris anzutreffen: gar bald löschte sich aber jede peinliche Erinnerung an jene Londoner Debatten aus, als sie mir sofort mit der Erklärung entgegen kam, daß der damalige zwistige Dialog auf sie den entscheidenden Erfolg gehabt hätte, welcher sie bestimmte, sich unverzüglich mit der Schopenhauerschen Philosophie bekannt zu machen. Nachdem ihr dies durch das ernstlichste Studium gelungen, sei sie allerdings zu der Einsicht gelangt, daß ihre damals geäußerten und heftig behaupteten Ansichten über Weltbeglückung ihrer Seichtigkeit wegen mich mit großem Verdruß erfüllt haben müßten.“<sup>4</sup>

Malwida von Meysenbug schildert die Entschuldigung Wagners in Paris wie folgt:

„Der Zufall fügte es, daß in einem Konzert, wohin ich mich mit einer ungarischen Dame, deren Bekanntschaft ich gemacht hatte, begab, wir hinter Wagner und seiner Frau zu sitzen kamen. Die Ungarin kannte Wagners und redete sie an. Ich wandte mich zu ihm und begrüßte ihn. Er erkannte mich und sagte freundlich: ‚Ach ja, bei ihnen habe ich auch etwas gut zu machen; ich war damals sehr schlechter Laune; daran waren aber bloß die englischen Nebel schuld‘.

Darauf machte er mich mit seiner Frau bekannt und beide luden mich freundlich ein, sie zu besuchen.“<sup>5</sup>

Die Freundschaft zu Wagners festigte sich in der Zeit von Malwida von Meysenbugs Aufenthalt in Paris. Sie fuhr dann nach London zurück, um die Erziehung der Kinder von Alexander Herzen wieder aufzunehmen, kehrte aber im nächsten Jahr nach Paris zurück, um u.a. an der Aufführung von Wagners *Tannhäuser* teilzunehmen.

„Was mir nun nächst der Aufführung des *Tannhäuser* am meisten am Herzen lag, das war, endlich mit der Philosophie Schopenhauers bekannt zu werden. Ich teilte dies Wagner mit, und er war so gütig, mir das große Werk des Philosophen, ‚Die Welt als Wille und Vorstellung‘, nicht nur zu leihen, sondern zu schenken, da er zwei Exemplare davon besaß. Nun saß ich oben in meinem Adlerness, wie ich es nannte, hoch über dem bunten Treiben von Paris, und wenn ich nicht mit Olga beschäftigt war, so las ich in Schopenhauer und war selig“.<sup>6</sup>

Etwas weiter unten fährt sie dann fort:

„Die ‚Verneinung des Willens zum Leben‘ – dieses Wort, das mich einst so wunderlich betroffen hatte, als ich es in London zuerst von Wagner hörte – jetzt war mir sein Sinn aufgetan. Ich begriff, daß es längst in mir ein natürlich Waltendes gewesen war, schon in früher Jugend, als ich mit der christlichen Askese Ernst machen wollte. Ich sah nun klar, daß dieser Kampf zwischen dem Willen zum Leben und seiner Verneinung überhaupt der Kampf meines ganzes Lebens gewesen war. [...] Das Leiden des Daseins hat von je die großen Erlöser hervorgebracht. Buddha, Christus und alle, die nach ihnen in heiligem Mitleid es versuchten, die Menschheit über die eigentliche Natur des Daseins und seinen Zweck aufzuklären, haben nichts anderes gemeint, als das große Ideal der Erlösung hinzustellen für alle Zeit. Sie wollten im edelsten Symbol den Weg zeigen, der aus dem in Armut, Krankheit, Tod und Sünde gebundenen Elend des Daseins hinausführt in die Freiheit der Kinder Gottes, in das Nirwana, das ‚Nichtwahnland‘ derer, die den Schein überwunden haben. Durch Schopenhauer lernte ich auch Kant erst verstehen. Vor allem aber gewann ich durch ihn die Liebe zu jenen Urvätern unseres Geschlechts, jenem wunderbaren Volk im Osten, das am heiligen Strome unter Lotos und Palmen, das tiefsinnige Geheimnis von der Einheit alles Seins längst vor aller europäischen Kultur gekannt und vielleicht mehr als irgend ein Volk seine philosophische Weltanschauung in seinem Leben zu verwirklichen gestrebt hat. Sehnsuchtsvoll zog es mich fortan, alles zu erfahren, was auf jene heilige Urzeit Bezug hatte, und ich segnete von nun an jeden Abend beim Schlafengehen Olga mit dem großen Worte der Vedas: ‚Tat wam asi‘.“<sup>7</sup>

### **Arthur Schopenhauer**

Wer war Arthur Schopenhauer? Der Philosoph Arthur Schopenhauer wurde am 22. Februar 1788 in Danzig in eine angesehene Kaufmannsfamilie geboren. 1793 siedelte die Familie nach Hamburg über. Dort besuchte er die von dem damals berühmten Johann Heinrich Christian Runge geleitete Hamburger Erziehungsanstalt und machte mit seinem Vater eine längere Bildungsreise durch Europa. Auf Wunsch des Vaters trat er dann eine Kaufmannslehre in Danzig an, die er in Hamburg fortsetzte. 1805 verunglückte sein Vater tödlich. Wahrscheinlich hat er Selbstmord begangen. Seine Mutter und seine jüngere Schwester zogen nach Weimar, Schopenhauer blieb vorerst in Hamburg und setzte seine kaufmännische Lehre fort.

1807 brach er sie jedoch ab und ging nach Gotha, um das dortige Gymnasium zu besuchen. Volljährig geworden, wurde ihm der Anteil an seinem väterlichen Erbe ausgezahlt. 1809 begann er an der Universität Göttingen zuerst das Studium der Medizin, entschloss sich dann aber, Philosophie zu studieren. Am 2. Oktober 1813 machte er seinen Doktor mit magna cum laude. Die Mutter Schopenhauers unterhielt in Weimar einen literarischen Salon, in dem auch Goethe verkehrte. Er war einer der Ersten, der Schopenhauers Doktorarbeit las. Sie sahen sich oft und

diskutierten die Farbenlehre, die Goethe zu dieser Zeit gerade beschäftigte. Über gegenteilige Auslegungen trübte sich das Verhältnis der beiden zueinander. 1815 veröffentlichte Schopenhauer eine eigene Farbenlehre, die er „Ueber das Sehn und die Farben“ nannte.

Abb. 1: Ruhl (1815): *Arthur Schopenhauer als junger Mann*<sup>8</sup>



Dann begann Schopenhauer mit seinem philosophischen Hauptwerk: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, das er im März 1818 abschloss. 1819 erschien es bei F.A. Brockhaus. Als es herauskam, war er erst 31 Jahre alt. In seiner Vorrede zur ersten Auflage nimmt Schopenhauer Bezug auf die drei Komponenten, die Voraussetzung für sein Werk waren: Kants kritische Philosophie, Platons Idealismus und die Weisheitslehre Indiens.<sup>9</sup> 1818 unternahm er eine Studienreise nach Italien. Durch den Zusammenbruch des Danziger Handelshauses A.L. Muhl verlor Scho-

penhauer einen Teil seines angelegten Geldes, was ihn dazu zwang, eine Lehrtätigkeit an der Berliner Universität anzutreten. Hier kam es zu einem Streit mit Hegel, der an derselben Universität lehrte und von den Studenten bevorzugt wurde.

Als er 1821 das verloren geglaubte Geld aus Danzig zurückbekam, gab er die Professur in Berlin auf und setzte seine damals abgebrochene Italienreise fort. 1833 ließ er sich dauerhaft in Frankfurt nieder, wo er am 21. September 1860 starb. Zu seinen weniger bekannten gedanklichen Vermächtnissen gehört Schopenhauers profunde Beschäftigung mit der spirituellen Gedankenwelt Indiens.

Seit Ende des 18. Jahrhunderts fand in Europa eine Begegnung mit dem Hinduismus und der Geschichte und Gedankenwelt Indiens statt. Die *Upanishaden*, die *Bhagvadgîtâ* und das Drama *Sakuntala* wurden aus dem indischen Sanskrit übersetzt und stießen im Westen auf großes Interesse. Bereits während seines Studiums befasste sich auch Schopenhauer mit den indischen Upanishaden. Als Grundlage diente ihm eine Übersetzung aus dem Persischen ins Lateinische, ‚Oupnekhat‘ genannt. Der französische Orientalist Abraham Hyacinthe Anquetil-Duperron hatte diese Übersetzung aus dem Persischen vorgenommen. Schopenhauer war von den Lehren der Upanishaden so fasziniert, dass er sie zu seinen eigenen machen wollte. Er schreibt: „Denn, wie athmet doch der Oupnekhat durchweg den heiligen Geist der Veden! Wie wird doch Der, dem, durch fleißiges Lesen, das Persisch-Latein dieses unvergleichlichen Buches geläufig geworden, von jenem Geist im Innersten ergriffen!“ Und etwas weiter: „Es ist die belohnendeste und erhebendeste Lektüre, die (den Urtext ausgenommen) auf der Welt möglich ist: sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens seyn.“<sup>10</sup>

Aber nicht nur die oben zitierte Übersetzung, sondern auch viele weitere Publikationen über die Upanishaden und den Buddhismus, wie die von Spence Hardy und Köppen, wurden von Schopenhauer studiert und flossen in seine Überlegungen ein.<sup>11</sup> Der Indiologe und Religionswissenschaftler Helmuth von Glasenapp schreibt in seinem Buch *Das Indienbild deutscher Denker*:

„Unter den deutschen Denkern nimmt Arthur Schopenhauer (1788 bis 1860) insofern eine einzigartige Stellung ein, als er nicht nur in seiner Philosophie stark von indischen Gedanken beeinflusst worden ist, sondern überhaupt Indien und seiner Geisteswelt eine entscheidende Bedeutung im Rahmen der Entwicklungsgeschichte der Menschheit beimaß.“<sup>12</sup>

Die Upanishaden stammen aus der Zeit 800–600 v. Chr. und befassen sich mit dem Problem von Geburt, Tod und Wiedergeburt, dem Schicksal nach dem Tode und die Erlösung aus dem Kreislauf der Wiedergeburten. Hier findet sich auch der

Karman-Gedanke, den es zu überwinden gilt, um zur Erlösung zu gelangen. Diese Erlösung kann man nur erreichen, wenn man zu der Erkenntnis kommt, dass die Weltseele, das absolute Brahman, mit der Individualseele, dem Âtman, identisch ist.

Die Kenntnisse über den Buddhismus waren bis zum 19. Jh. sehr rudimentär. Überwiegend Missionare und Reisende wie Marco Polo berichteten von der phantastischen Welt im Osten und ihrer Religionen.

Das wissenschaftliche Studium des Buddhismus begann erst zu Anfang des 19. Jh. Bahnbrechend war u.a. die 1829 erschienene Publikation *Sketch of Buddhism*, die der britische Resident in Kathmandu, Brian Houghton Hodgson, herausgab. Er hatte die spätindische Form des Buddhismus in Nepal kennengelernt und berichtete darüber. Sein Werk regte zum Studium des Buddhismus an und beeinflusste spätere Forscher.

Von grundlegender Bedeutung für das Bekanntwerden des Buddhismus war das Auffinden und Auswerten der buddhistischen Pali-Texte in Ceylon. In Deutschland diente u.a. das Werk von C.G. Koeppen: *Die Religion des Buddha und ihre Entstehung*, 1857, zur Verbreitung des buddhistischen Gedankengutes.

Maßgebend für die Kenntnis des Buddhismus in Deutschland war dann das 1881 erschienene Werk von H. Oldenberg: *Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde*.

Für das Bildungsbürgertum des 19. Jh. waren die Schriften und Ideen Indiens und die Religionen des Hinduismus und Buddhismus faszinierend, u.a. Wilhelm von Humboldt, Friedrich Schlegel und Friedrich Nietzsche sahen im Buddhismus eine Alternative zum Christentum. Vor allem aber Arthur Schopenhauer spielte bei der Verbreitung buddhistischen Gedankengutes im Westen eine bedeutende Rolle. In *Die Welt als Wille und Vorstellung* schreibt er zu den Religionen:

„Wollte ich die Resultate meiner Philosophie zum Maßstab der Wahrheit nehmen, so müßte ich dem Buddhismus den Vorzug vor den anderen zugestehen. Jedenfalls muß es mich freuen, meine Lehre in so großer Übereinstimmung mit einer Religion zu sehen, welche die Majorität auf Erden für sich hat; da sie viel mehr Bekenner zählt als irgendeine andere. Diese Übereinstimmung muß mir aber um so erfreulicher sein, als ich bei meinem Philosophieren gewiß nicht unter ihrem Einfluß gestanden habe. Denn bis 1818, da mein Werk erschien, waren über den Buddhismus nur sehr wenige höchst unvollkommene und dürftige Berichte in Europa zu finden, welche sich fast gänzlich auf einige Aufsätze in den früheren Bänden der ‚Asiatic researches‘ beschränkten und hauptsächlich den Buddhismus der Birmanen betrafen. Erst seitdem ist nach und nach eine vollständige Kunde von dieser Religion zu uns gelangt, hauptsächlich durch die gründlichen und lehrreichen Abhandlungen des verdienstvollen Petersburger Akademikers *Isaak Jakob Schmidt* in den

Denkschriften seiner Akademie und sodann allmählich durch mehrere englische und französische Gelehrte, so daß ich habe ein ziemlich zahlreiches Verzeichnis der besten Schriften über diese Glaubenslehre liefern können [...]“.<sup>13</sup>

## **Buddha**

Wenn wir Buddhas Leben von all den legendären Bestandteilen trennen, so können wir Folgendes sagen:

Der historische Buddha wurde als Prinz Siddhârtha Gautama um 563 v. Chr. in Kapilavastu in Nordindien, heute Nepal, geboren. Er entstammte dem Kriegergeschlecht der Shâkyas. Sein Vater Suddhodana führte den Ehrentitel ‚rajan‘, was so viel wie ‚König‘ bedeutet. Er hatte aber wohl mehr die Funktion eines primus inter pares. Es ist davon auszugehen, dass der Prinz Gautama in die Staatsgeschäfte mit eingebunden war, was ihm später, bei dem Aufbau und der Organisation der Mönchsgemeinde, zustattenkam.

Das feudale Leben am Hofe füllte Gautama wohl nicht aus. Bei vier legendären Ausfahrten soll er das Leiden der Welt kennengelernt haben. Er begegnete einem Alten, einem Kranken, einem Toten und einem Wanderasketen, der trotz seiner Armut einen fröhlichen, ausgeglichenen Eindruck machte. Diese Begegnungen ließen Gautama den Entschluss fassen, in die sog. ‚Hauslosigkeit‘ zu gehen und das Leben eines Asketen zu führen. Er gab sein weltliches Leben mit 29 Jahren auf und schloss sich verschiedenen Gurus, das sind Lehrer, an, um die letzte Erkenntnis zu erlangen. Aber selbst durch strengste Askese wollte ihm das nicht gelingen. Er sah ein, dass er auch durch die Zerstörung seines Körpers nicht die gewünschte Erleuchtung erlangen konnte. Er begann wieder Nahrung zu sich zu nehmen und beschloss sich der Meditation hinzugeben. Er setzte sich in Bodhgaya unter einen Pappelfeigenbaum und begann zu meditieren. Er hatte das Gelübde abgelegt, nicht eher aufzustehen, bis er die Erleuchtung erlangt hatte. In tiefer Meditation erkannte Siddhârtha Gautama, was später als die „Vier edlen Wahrheiten“ bezeichnet wurde.

1. Das Leben ist Leiden (Dukha).
2. Die Ursache des Leidens sind drei Grundübel: Begierde, Unwissenheit und Hass.
3. Der Weg zur Befreiung führt nur über die Aufgabe dieser drei Grundübel.
4. Vom Begehren kann sich der Mensch durch den sog. ‚achtfachen Pfad‘ befreien; dieser besteht aus: rechter Anschauung und Gesinnung, rechtes Reden, rechtes Handeln, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Denken und sich versenken.

Diese vierte edle Wahrheit beschreibt den Weg zur Überwindung des Leidens, das Erreichen der wahren Erkenntnis und damit auch das Durchbrechen des Kreislaufs der Wiedergeburten (Samsara).

Nachdem Gautama zu dieser Erkenntnis gelangt war, fiel jede Form von Begierde von ihm ab, er hatte die höchste Form der Erkenntnis erlangt, er war zu einem Erleuchteten oder Erwachten, einem Buddha oder Tathagata, „derjenige, der die Wahrheit gefunden hat“, geworden. Lehrend zog er bis zu seinem 80. Lebensjahr durch Nord-Indien und scharte eine große Anhängerschaft um sich.

Buddha verkündete auch das Nichtvorhandensein eines Ichs und die Vergänglichkeit aller Dinge: „Alles existiert, aber nur durch die Zeit und unter den gegebenen Bedingungen und alles ist stetige Veränderung“. Er formulierte das Ursachengesetz, dass jeder Aspekt des menschlichen Lebens eine Ursache hat, die durch die guten und bösen Taten des vorherigen Lebens bedingt sind, das sog. Karman.

Nach Buddhas Erkenntnis ist es jedem Einzelnen möglich durch ernsthaftes Streben und Praktizieren des von Buddha aufgezeigten achtgliedrigen Pfades den Kreislauf des Daseins, das sog. Samsara, zu durchbrechen und das Heilsziel des Buddhismus, das Nirvana, zu erreichen.

Buddha hat das Nirvana als „Nichtsein“ definiert, es aber nicht erklärt. Er definierte es so: „Es gibt ein Nichtgewordenes, Nichtgestaltetes, Nichtgeborenes, und deshalb gibt es einen Ausweg aus dem Gewordenen, Gestalteten, Geborenen.“ Auch wir können es aus Buddhas Aussagen nur versuchen zu umschreiben. Es ist aber auf keinen Fall das ‚Nichts‘ und auch nicht mit unserem christlichen Paradies vergleichbar. Es ist ein ‚Weder-Noch‘. Das Erlöschen von Hass, Gier und Illusion. Es ist die Aufhebung des Leidens und das Ende des Kreislaufs der Wiedergeburten. Es ist ein Zustand des Ewigen, Unsterblichen, Unvergänglichen, ein allumfassender Bewusstseinszustand, ein Einssein mit dem Kosmos.

Schopenhauer, der sich Buddhas Erkenntnis anschloss, definierte es wie folgt: „Hinter unserem Dasein nämlich steckt etwas anderes, welches uns erst dadurch zugänglich wird, daß wir die Welt abschütteln“.<sup>14</sup>

Die Art der Wiedergeburt wird durch das Karman entschieden. Karman setzt sich aus der Summe unserer guten und bösen Taten in den vorangegangenen Leben zusammen. Buddha hat die Existenz einer beharrenden Seele nicht anerkannt. Der Mensch ist eine Persönlichkeit, die sich ständig wandelt. Seine körperlichen und geistigen Faktoren sind dauernden Änderungen unterworfen. Wenn es nach Buddha auch keine beständige Seele gibt und damit der Wiedergeborene nicht derselbe ist, wie der Verstorbene, ist es doch die Fortsetzung seines Kontinuums in einem

anderen Körper. Impulse von uns werden weitergegeben, diese enthalten aber alle Informationen unserer vorherigen Leben.

Die Lehre Buddhas steht im Gegensatz zum Hinduismus, der von einer Seelenwanderung ausgeht. Wie an einer Kette sich die Perlen befinden, so geht, nach Ansicht des Hinduismus, eine Existenz in eine andere über.

Schopenhauer geht in seinem Werk *Die Welt als Wille und Vorstellung* auch auf die Seelenwanderung und das Karman ein. Er formuliert es wie folgt:

„Das hier Gemeinte ist der Mythos von der Seelenwanderung. Er lehrt, daß alle Leiden, welche man im Leben über andere Wesen verhängt, in einem folgenden Leben auf eben dieser Welt, genau durch die selben Leiden wieder abgebußt werden müssen; welches so weit geht, daß, wer nur ein Thier tötet, einst in der unendlichen Zeit auch als eben ein solches Thier geboren werden und denselben Tod erleiden wird. [...]

Nie hat der Mythos und nie wird einer sich der so wenigen zugänglichen, philosophischen Wahrheiten enger anschließen als diese uralte Lehre des edelsten und ältesten Volkes, bei welchem sie, so entartet es auch jetzt in vielen Stücken ist, doch noch als allgemeiner Volksglaube herrscht und auf das Leben entschieden Einfluß hat, heut so gut wie vor vier Jahrtausenden. Jenes non plus ultra mythischer Darstellung haben daher schon Pythagoras und Platon mit Bewunderung aufgefaßt [...]“.<sup>15</sup>

Obwohl sich Schopenhauer hier so positiv über die Seelenwanderung (auch Metempsychose bezeichnet) ausdrückt, so neigt er doch mehr der buddhistischen Lehre von der Wiedergeburt, der sog. Palingenesie, zu. Er schreibt:

„Der Tod giebt sich unverholen kund als das Ende des Individuums, aber in diesem Individuum liegt der Keim zu einem neuen Wesen. Demnach (nun also) stirbt nichts von Allem, was da stirbt, für immer; aber auch Keines, das geboren wird, empfängt ein von Grund aus neues Daseyn. Das Sterbende geht unter: aber ein Keim bleibt übrig, aus welchem ein neues Wesen hervorgeht, welches ins Daseyn tritt, ohne zu wissen woher es kommt und weshalb es gerade ein solches ist, wie es ist. Dies ist das Mysterium der Palingenesie [...]. Sehr wohl könnte man unterscheiden Metempsychose, als Übergang der gesamten Seele in einen anderen Leib, – und Palingenesie, als Zersetzung und Neubildung des Individui, indem allein sein Wille beharrt und, die Gestalt eines neuen Wesens annehmend, einen neuen Intellekt erhält; also das Individuum sich zersetzt wie Neutralsalz, dessen Basis sodann mit einer anderen Säure sich zu einem neuen Salz verbindet“.<sup>16</sup>

Schopenhauer führt zu diesem Thema weiter aus:

„Während demgemäß die Christen sich trösten mit dem Wiedersehen in einer anderen Welt, in welcher man sich in vollständiger Person wiederfindet und sogleich erkennt, ist in jenen übrigen Religionen das Wiedersehen schon jetzt im Gange, jedoch inkognito: nämlich im Kreislauf der Geburten und Kraft der Metempsychose oder Palingenesie werden die Personen, welche jetzt in naher Verbindung oder Berührung mit uns stehn, auch bei der nächsten Geburt zugleich mit uns geboren und haben dieselben oder doch analoge Verhältnisse und

Gesinnungen zu uns wie jetzt, diese mögen und freundlicher oder feindlicher Art sein (man sehe z.B. Spence Hardys ‚Manual of Buddhism‘ p. 162). Das Wiedererkennen beschränkt sich dabei freilich auf eine dunkle Ahndung, eine nicht zum deutlichen Bewußtsein zu bringen und auf eine unendliche Ferne hindeutende Erinnerung – mit Ausnahme jedoch des Buddha selbst, der das Vorrecht hat, seine und der anderen früheren Geburten deutlich zu *erkennen* – wie dies in den *Jatakas* beschrieben ist.<sup>17</sup>

Für Schopenhauer ist Buddhas Lehre auch gleichzeitig Erlösungsmystik. Er schreibt über das „Nichts“:

„Vor uns bleibt allerdings nur das Nichts. Aber das, was sich gegen dieses Zerfließen ins Nichts sträubt, unsere Natur, ist ja eben nur der Wille zum Leben, der wir selbst sind, wie er unsere Welt ist. Daß wir so sehr das Nichts verabscheuen, ist nichts weiter als ein anderer Ausdruck davon, daß wir so sehr das Leben wollen und nichts sind als dieser Wille und nichts kennen als eben ihn. – Wenden wir aber den Blick von unserer eigenen Dürftigkeit und Befangenheit auf diejenigen, welche die Welt überwand, in denen der Wille, zur vollen Selbsterkenntnis gelangte, sich in allem wiederfand und dann sich selbst frei verneinte und welche dann nur noch seine letzte Spur mit dem Leibe, den sie belebt, verschwinden zu sehn abwarten; so zeigt sich uns statt das rastlosen Dranges und Treibens, statt des steten Überganges von Wunsch zu Furcht und von Freude zu Leid, statt der nie befriedigten und nie ersterbenden Hoffnung, daraus der Lebenstraum des wollenden Menschen besteht, jener Friede, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüts, jene tiefe Ruhe, unerschütterliche Zuversicht und Heiterkeit, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Raffael und Correggio dargestellt haben, ein ganzes und sicheres Evangelium ist: nur die Erkenntnis ist geblieben, der Wille ist verschwunden.“

Und etwas weiter:

„[...] haben wir den finsternen Eindruck jenes Nichts, das als letztes Ziel hinter aller Tugend und Heiligkeit schwebt und das wir wie die Kinder das Finstere fürchten, zu verschrecken; statt selbst es zu umgehn wie die Inder durch Mythen und bedeutungsleere Worte wie Resorption in das *Brahm* oder *Nirwana* der Buddhisten. Wir bekennen es vielmehr frei: was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrig bleibt, ist für alle die, welche noch des Willens voll sind, allerdings nichts. Aber auch umgekehrt ist denen, in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchstraßen – nichts.“<sup>18</sup>

Wie im Buddhismus formuliert auch Schopenhauer: „Das wahre Sein ist das Leiden“. Die drei buddhistischen Grundübel, Unwissenheit, Gier und Hass, die die Menschen immer wieder durch neue Existenzen treiben, nennt er „Wille“. Die Welt ist nach Schopenhauer die „Selbsterkenntnis des Willens“. Das Wesen der Welt ist nicht Geist und Vernunft, sondern drängender, blinder Wille.

In den Lehren der östlichen Religionen sah er sich in seiner Auffassung bestätigt. Zu seiner Ethik erklärt er: „Ich getröste mich demnach, daß meine Ethik, in

Beziehung auf den Upanishad der heiligen Veden, wie auch auf die Weltreligion des Buddha's völlig orthodox ist, ja, selbst mit dem alten, ächten Christenthum nicht in Widerspruch steht. Gegen alle sonstigen Verketzerungen bin ich gepanzert und habe dreifaches Erz um die Brust“.<sup>19</sup>

### **Malwida von Meysenbug – Schopenhauer und Buddhismus**

Wie aber stand Malwida von Meysenbug zu Schopenhauer und zu der Lehre des Buddhismus? Lassen wir sie selbst zu Worte kommen. Am Schluss ihrer Memoiren berichtet sie: „Inzwischen vertiefte ich mich wieder in das Leben Schopenhauers, und meine Befriedigung wurde immer größer. Ich kann sagen, dieser Winter gab meinem Leben den Abschluß“.<sup>20</sup> Etwas weiter unten fährt sie dann bezogen auf Schopenhauer fort:

„Endlich hatte ich auch den Philosophen kennen gelernt, dessen Anschauungen meinem Ahnen zu Hilfe kamen und mich aufklärten über die Phänomene des Lebens, soweit dies für unsere Einsicht, die ja innerhalb derselben steht, möglich ist; den Philosophen, dessen erhabene Weisheit mir die unerschütterliche Stütze bot, an der ich den Weg des Lebens weiter wandern sollte.“<sup>21</sup>

Am Schluss ihrer Memoiren heißt der letzte Satz: „[...] wie im Angesicht der ernsten Stunde, die den letzten Schleier hebt, sage ich feierlich und überzeugt mit meinem Philosophen: ‚Und dennoch dürfen wir getrost sein!‘“<sup>22</sup>

In ihrem Buch *Lebensabend einer Idealistin* kommt sie ebenfalls noch einmal auf Schopenhauer zu sprechen. Sie schildert darin ein Gespräch mit ihrer Freundin, der Fürstin Caroline Wittgenstein, in Rom, die Malwida von Meysenbug zum Katholizismus bekehren wollte.

„Ihre Bildung war eine, und sie fühlte sich auf keinem Gebiete des Wissens fremd. Sie hatte sich viel mit Schopenhauerscher Philosophie beschäftigt und unsere Gespräche führten uns oft darauf. Sie war nicht ungerecht gegen ihn, aber sie bestritt seine Ansicht über den Willen und sagte, der Mensch träte ins Leben mit absoluter Freiheit, zu werden, was er wolle [...]. Sehr sympathisch war ihr Schopenhauer's Zurückgehen auf indische Weisheit und indische Ansichten; auf diesem Gebiet hielt sie ihr Wissen für unfehlbar, und sie wurde fast böse, als ich sagte, ich glaube gar nicht, dass das Nirvana das absolute Nicht-mehr-Sein bedeutet, sondern dass es vielmehr den seligen Zustand der Erlösung von der Welt der Sansara und die Wiedervereinigung mit Brahm, mit der Gottheit, ausdrückt“.<sup>23</sup>

Ebenfalls in diesem Buch schreibt sie unter dem Kapitel „Gedachtes“: „Das Karmán der Buddhisten ist die unendliche Folge von Ursache und Wirkung, deren Produkt wir sind. Das Nirvana ist die Aufhebung des Karmán. Welch ein Licht!“<sup>24</sup>

Unter dem Kapitel „Gedachtes“ geht Malwida von Meysenbug auf das Buch von Oldenberg ein. Sie schreibt: „In dem trefflichen Buche Oldenberg’s über Buddha findet sich folgende Stelle über das Nirwana“ und sie zitiert: „Das Denken, will Sâriputta sagen, ist hier an einem unergründlich tiefen Geheimnis angelangt. Nach einer Enthüllung desselben soll es nicht verlangen; der Mönch, der nach seiner Seelen Seligkeit strebt, hat Anderes, dem er nachforschen mag.“ Und sie fährt fort:

„Wer aber eine Zukunft scharf und klar verneinte, würde anders reden. Vor dem Denken, welches ein ewiges Sein als ein Begreifliches, zu Bejahendes, anzunehmen zögert, flüchten sich das Verlangen und die Hoffnung eines Seins, welches höher ist als Vernunft und Begreifen, hinter den Schleier des Mysteriums“.<sup>25</sup>

Mehr über ihre Beschäftigung mit Schopenhauer und den Gedanken des Buddhismus erfahren wir aus dem Briefwechsel mit dem Freund ihrer Jugend, dem Maler und Dichter Ludwig Sigismund Ruhl aus Kassel.

### **Ludwig Sigismund Ruhl**

Ludwig Sigismund Ruhl wurde am 10. Dezember 1794 in Kassel geboren und starb auch in Kassel am 7. März 1887. Er war Maler, Graphiker, Akademieprofessor in Kassel und Direktor der Kasseler Bildergalerie und des Museums. Von Ruhl stammt das berühmte Bild von 1815, das Schopenhauer als jungen Philosophen während der Zeit der Entstehung seines Hauptwerks: *Die Welt als Wille und Vorstellung* zeigt (vgl. Abb. 1).

Ruhl lernte Arthur Schopenhauer während seines Studiums in Göttingen kennen. Als er 1814, nach einem mehrmonatigen Kriegseinsatz in Frankreich, nach Dresden kam, um an der dortigen Kunstakademie zu studieren, traf er zufällig Schopenhauer. Sie nahmen ihre alte Freundschaft wieder auf und diese währte bis zu Schopenhauers Tod.

Ab 1860 versuchte sich Ruhl auch als Schriftsteller. In seiner Erzählung *Eine Grotteske*, die Ruhl 88-jährig schrieb, und die nur in wenigen Exemplaren erschien, schildert er in dem Abschnitt „Note“ seinen Jugendfreund wie folgt:

„Jetzt aber will ich Dich, mein guter Arthur, der Welt keineswegs so zeigen, wie du endlich bei der Erkenntniß ihres Elends und ihrer unsäglichen Leiden bitter geworden bist. Grad das Gegenteil habe ich im Sinn; meine Erinnerung führt mich vielmehr zu dem jungen noch allerlei hoffenden Doktor Schopenhauer zurück, so wie ich ihm, nachdem wir beide Göttingen verlassen, in Dresden ganz unvermuthet hinter der Kreuzkirche wiederbegegnete, wo wir denn von da ab, trotz täglichen Streitens, unzertrennliche Gefährten wurden.

Wieviel ich deinem Umgang verdanke, habe ich erst Jahre lang nachher so recht einsehen gelernt. Vielleicht auch, daß du mir nichts hättest lehren können, wäre ich nicht für das Contagium [d.h. Einfluss; A.R.] deines Pessimismus schon vorher reif und prädestinirt gewesen.“<sup>26</sup>

### **Briefwechsel von Malwida von Meysenbug und Ludwig Sigismund Ruhl**

Malwida von Meysenbug nahm 1879 den Kontakt zu Ruhl wieder auf. Sie hatte von ihrer Schwester erfahren, dass Ruhl noch lebte. Es begann ein 8-jähriger Briefwechsel, der bis zu Ruhls Tod 1887 andauerte.

Abb. 2: Kolitz (1884): *Ludwig Sigismund Ruhl im Alter von um die 90 Jahre*<sup>27</sup>



Woher kannte Malwida Ruhl? Er war ein Freund des Hauses während ihrer Kasseler Jahre. Aber lassen wir Malwida selbst berichten. In ihrem ersten Brief an Ruhl vom 30. Juni 1879 schreibt sie:

„Schon lange hatte ich den Wunsch, Ihnen, verehrter Mann, jenes Wesen einmal wieder in die Erinnerung zu rufen, in dessen Kindheit Sie einen so wichtigen Platz einnehmen und dem Sie durch das ganze Leben, unter allem Wechsel der Personen und Gegenstände, eine unauslöschliche wertige Gestalt geblieben sind. Durch meine Schwester Louise hatte ich seit zwei Wintern einmal wieder nach einem halben Menschenleben Nachricht von Ihrem Ergehn und Sie können nicht denken, mit welcher tiefer Sympathie, mit welcher inniger Freude ich diesen Mitteilungen folgte.

Sie riefen mir die poesievollsten Erinnerungen meiner Kindheit zurück, wenn ich in dem kleinen, nur dämmernd erleuchteten Kabinett der Mutter auf den Knien des liebevollen Freundes saß und den Märchen vom Kyffhäuser und anderen Herrlichkeiten lauschte, welche der Gütige mir zu erzählen pflegte, oder wenn ich mit Papier und Farben zu ihm schlich und auf meine Bitte einen oder den anderen Kopf für meine Papierpuppenfamilie gemalt erhielt, die ich noch jetzt, wo so viele Erinnerungen verblichen sind, deutlich vor Augen sehe.

Von jenen Stunden und Dingen an zieht sich ein roter Faden durch mein ganzes Leben, der Faden der Idealität, die mich in unauslöschlicher Sehnsucht vorwärts gezogen hat und über mein Schicksal entschied. Denn man würde mir bitter unrecht tun, wenn man dächte, daß ich das Experiment der Wissenschaft für die Lösung der großen Lebensrätsel hielte und das gefangene Götterbild immer höher und reiner wiederzufinden.

Und nachher, wo nahm ich meine ersten Inspirationen der Schönheit, der verklärten Welt der Erscheinungen, wie die Kunst sie uns darstellt, her, wenn nicht von den Bildern des verehrten Freundes, die sich im Besitz meiner Mutter befanden? Wie unzähligemal habe ich die drei Engel kopiert und mich an ihrer Idealität gefreut. Kurz, Sie müssen es auf sich nehmen, daß ich eine unheilbare Idealistin geworden bin und ich danke Ihnen für dieses Unglück von ganzer Seele.

Sie werden mir sagen, mein Idealismus hätte andere Wege nehmen sollen; wenn das aber möglich wär, was sie einmal in einem Brief an Louise aussprachen, daß wir zusammen diskutieren könnten, so würden Sie viel mehr Übereinstimmung finden, als Sie denken und es würde sich herausstellen, daß uns eigentlich nur Namen und Worte scheiden.“<sup>28</sup>

Ruhl schreibt am 12. Juli 1879:

„Das Leben mit seinen harten Erfahrungen hat uns beide wohl sehr verändert. Somit scheint es geratener, sich an einen zurückgebliebenen, innersten Kern zu halten. Ihr Gedenken einer fernen Jugendzeit erleichtert mir das sehr. Stellen Sie sich also vor, ich spräche noch immer zu dem kleinen Mallekind.

Was Ihnen die von da ab lange Zeit gegeben und geraubt, kann ich nicht übersehen. Eines aber sehe ich doch, obgleich alt oder älter, beide sind wir dadurch doch keine Philister geworden. Ich verstehe das ganz im Sinne Schopenhauers; es ist uns ein Bedürfnis für Höheres geblieben, als diese Welt es geben kann, sonst wären Sie ja auch keine Idealistin.“<sup>29</sup>

Ruhl hat Malwida *Eine Grotteske* gesandt und in ihrem Brief vom 9. Februar 1880 geht sie darauf ein und spricht dann noch das Folgende an:

„Ich habe herzlich gelacht über den geistvollen Spuk und hatte die Tränen in den Augen vor Rührung, daß dieselbe Stimme, welche einst in des Kindes Herzen und Phantasie ein

noch traumhaftes Ahnen weckte, nun der alten Frau die innersten Saiten der Seele wieder erklingen läßt, nachdem die stürmischen Wogen des Lebens über sie so ganz verschiedenen Lebenswege dahingebraust sind. Ja, das deutet auf allerlei schöne zu ziehende Schlüsse hin und wer weiß, ob wir nicht einst schon in einer gemeinsamen Heimat zusammen weilten. Hoffentlich finden wir uns dereinst auch wieder in der Heimat unserer Seelen, wenn wir (wie ich hoffe) es verdient haben, nicht wiedergeboren zu werden in der Form der endlichen Erscheinung und finden auch unseren Freund Arthur [gemeint ist Schopenhauer; A.R.] wieder, den ich, trotzdem er die Frauen abscheulich behandelt hat (leider freilich mit vielem Recht), aus tiefster Seele verehere und liebe und dessen ‚Und dennoch dürfen wir getrost sein‘ meine einzige Leuchte auf dem dunklen Pfade ist. Da aber von Arthur und ihrem Märchen der Gedanke ganz natürlich zu Buddha übergeht und zu dem herrlich weisen Volk im Osten, so will ich gleich hier mitteilen, was ich im Herbst in einem Aufsatz von Max Müller las, daß die Buddhisten ganz und gar die Lehre von der Kausalität besaßen, welche sie Karman nannten, und daß Nirwana nur die Aufhebung des Karman war. Welch ein Licht wirft das auf das so viel geschmähte Nirwana, welches mir übrigens niemals als die Vernichtung, sondern nur als das ‚Nichtwahnland‘ erschienen ist [...]‘.<sup>30</sup>

Zur Erklärung: Friedrich Max Müller war ein deutscher Sprach- und Religionswissenschaftler. Unter seiner Leitung erschienen die sog. „Sacred Books of the East“. Das ist eine Reihe in 50 Bänden, die englische Übersetzungen von asiatischen religiösen Texten enthalten. Seine Werke sind richtungsweisend und werden bis in unsere Zeit von Studenten der Indologie und der Sanskritforschung in aller Welt benutzt. Vor allem in Indien ist Max Müller noch heute sehr populär und einer der bekanntesten Deutschen, sodass die Goethe-Institute in Indien als „Max Mueller Bhavan“ firmieren.

Im Brief an Ruhl vom März 1883 erwähnt Malwida: „Ich habe jetzt mit einer lieben jungen Freundin, die mir vorliest, ein Buch angefangen, welches mich außerordentlich anzieht: ‚Buddha, sein Leben, Wirken und seine Gemeinde‘, von Oldenberg. Es scheint, daß dieser Mann die tiefsten Studien über den Gegenstand gemacht hat und etwas so vollkommenes darüber gibt, als es überhaupt möglich ist“.<sup>31</sup> Und am 26. Mai 1883 schreibt sie:

„Ich weiß nicht, ob ich ihn einen Genius nennen soll, aber er ist jedenfalls mehr als ein Talent. Oldenbergs Buch über Buddha ist außerordentlich interessant, ich habe es noch nicht beendet, da ich es mit einer Freundin zwei mal wöchentlich lese und so nicht schnell vorrücke.

Ich harre nun noch mit Sehnsucht seiner Enderklärung über das Nirwana. Es ist auffallend, wie Schopenhauer an diesen Quellen geschöpft hat und wie wenig wir aufgeklärten Menschen des 19. Jahrhunderts an jene Weisen hinanreichen“.<sup>32</sup>

Die weiteren Briefe beziehen sich überwiegend auf Betrachtungen zur Kunst, Freunde etc. 1884 gibt es nur einen Brief von Ruhl an Malwida. Der Briefwechsel

im Jahre 1885 steht unter dem Zeichen der Veröffentlichung der *Phädra* von Malwida von Meysenbug. Erst im Jahre 1886 taucht der Begriff Seelenwanderung auf. Dazu bemerkt Malwida in einem Brief vom 14. Mai 1886: „Übrigens bin ich auch dem Glauben an die Seelenwanderung sehr geneigt“.<sup>33</sup> Ruhl antwortet darauf in seinem Brief vom 7. Juni 1886:

„Ich halte mit Herrn Warsberg, zu dessen Bekanntschaft ich gratuliere, eine Wanderung der Seele für nicht allzu unwahrscheinlich, bin aber noch nicht so weit, um daran zu glauben. Welche Saaten uns im Jenseits aufgehen werden, wissen wir nicht, allein den Schluß kann ich nicht abweisen, daß das, was unser wartet, nicht außer Beziehung mit dem Gegenwärtigen sein kann“.<sup>34</sup>

Im letzten Brief vom 15. September 1886 an Malwida, kurz vor seinem Tod, schreibt er:

„Sie aber, treffliche Freundin, mögen mit diesen wenigen und so sehr verspäteten Zeilen Nachsicht haben, denn nun kann ich nicht weiter. Woher, wissen wir nicht;

Wozu, bleibt ungewiß

Wohin, kann niemand mit Gewißheit sagen.

Am Ende ein

Trauriges Blindkuhspiel, wozu uns

Natur bestimmte.

Genug!!!“<sup>35</sup>

Der letzte Brief von Malwida an Ruhl stammt vom 1. Oktober 1886, darin geht sie auf den Inhalt des letzten Briefes von Ruhl ein:

„Der einzig sichere Trost unseres armen Erdendaseins ist ja der, daß wir durch Wort und Tat unsterblich sind in der Reihe der Geschlechter, denn wenn auch die Geschichte uns nicht mit glänzenden Namen nennt, so wuchert der Samen des Guten, den wir ausgestreut, doch unzerstörbar fort von Seele zu Seele und gehört mit in die große Kette, deren Anfang und deren Ende in der Ewigkeit liegen. Und solchen Samen haben sie in mein Herz gelegt in jenen Stunden, wo Sie dem Kind zuerst die Zauberwelt der Phantasie erschlossen und ihm ein gläubiges Ahnen au-delà mitgaben auf die Pilgerschaft des Lebens, das kein Schicksal ihm je hat rauben können“.

Und ein Stück weiter:

„Und so erklärt sich wenigstens das ‚Warum‘, wenn auch das Woher und Wohin Fragezeichen bleiben.

Aber vielleicht ist es doch kein Blindkuhspiel. Hier ist ein alter lebenswürdiger Herr, der nach einem äußerst tätigen Leben jetzt ganz philosophischen Betrachtungen sich hingibt. Er hat eine sehr hübsche Hypothese aufgestellt; er meint, daß alles was geistig von uns

ausgeht, in irgendeinem Punkt des Weltalls wieder zusammentreffe und unser geistige Individualität herstellt. Es ist das wenigstens eine Formulierung des unbestimmenden Gedankens, der der Vernunft ja sogar der Experimentalwissenschaft nicht widerspricht. Denn Gedanken, geistige Erzeugnisse unseres Wesens, sind sicher größere Realitäten als die zufällige Kombination der Atome, die unsere leibliche Existenz ausmachen. Aber wie dem auch sei, die Hauptsache ist: wahrhaft gelebt, d.h. gedacht und gestrebt zu haben. Und wäre es dann auch nur das Erlöschen im Nirwana, das uns erwartet, so ist es dann ja auch das Erlöschen alles Schmerzes und aller Enttäuschung, die sich hier mit unerbittlicher Hartnäckigkeit an unsere Fersen heften. Wenn es aber über all unser Erwarten sein sollte, wenn die, die das Ewige in sich zu enthüllen streben, eine über den beschränkten Begriff der Zeit hinausgehende Fortdauer hätten – dann dürften wir hoffen, uns in Erdenketten befreiten Bedingungen wiederzusehen, denn meines Bleibens hier unten ist auch nicht mehr lang, das fühle ich sehr bestimmt. Das muß sie nicht erschrecken – warum? Mir tut’s nur leid für zwei oder drei andere, nicht für mich“.<sup>36</sup>

\*\*\*

- 
- <sup>1</sup> Vortrag gehalten auf Einladung der Malwida von Meysenbug-Gesellschaft e.V., am 6. Juni 2015, für den Druck überarbeitet und erweitert. Vgl. zu Malwida von Meysenbug, Wagner und Schopenhauers Lehre auch folgende Beiträge in den Publikationen der Malwida von Meysenbug-Gesellschaft (alle erschienen im Verlag Winfried Junior, Kassel): Ute Ritter: Malwida von Meysenbug und das Bedürfnis einer Philosophie. In: Jahrbuch 7 (2000), S. 105ff.; Hannelore Teuchert: Malwida von Meysenbug und das Werk Richard Wagners – einige Streiflichter. In: Malwida von Meysenbug zum 100. Todestag 2003 (= Jahrbuch 8 [2002], hrsg. v. Vera Leuschner und Ruth Stummann-Bowert), S. 163ff.; Martin Reuter: 1848, Malwida von Meysenbug und die europäische Demokratiegeschichte – Die Politik einer aristokratischen Demokratin im 19. Jahrhundert: Der Philosoph Schopenhauer und der Künstler Wagner, S. 214ff.
  - <sup>2</sup> Malwida von Meysenbug: Memoiren einer Idealistin. Erster Band. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart 1927, S. 448f.
  - <sup>3</sup> Ebd., S. 449.
  - <sup>4</sup> Richard Wagner: Mein Leben. Hrsg. v. Martin Gregor-Dellin. München 1983 [1976], S. 620f.
  - <sup>5</sup> Malwida von Meysenbug: Memoiren einer Idealistin. Zweiter Band, S. 173.
  - <sup>6</sup> Ebd., S. 192.
  - <sup>7</sup> Ebd., S. 192ff. Tat Tvam Asi bedeutet in Sanskrit „Das bist Du“, oder „Du bist das“. Dieser Ausspruch aus den Veden gilt als eine der großen Verkündigungen.
  - <sup>8</sup> Arthur Schopenhauer als junger Mann, porträtiert 1815 von Ludwig Sigismund Ruhl (gemeinfrei).
  - <sup>9</sup> Vgl. Arthur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. Erster Band. Textkritisch bearb. u. hrsg. v. Wolfgang Freiherr von Löhneysen. Frankfurt 1996, S. 11f.
  - <sup>10</sup> Arthur Schopenhauer: Parerga und Paralipomena. In: Ders.: Kleine philosophische Schriften, hrsg. v. Hermann Hirt. Zweiter Band, § 184, S. 422.
  - <sup>11</sup> Vgl. Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. Zweiter Band, S. 643.
  - <sup>12</sup> Helmuth von Glasenapp: Das Indienbild deutscher Denker. Stuttgart 1960, S. 68.
  - <sup>13</sup> Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. Zweiter Band, S. 218.
  - <sup>14</sup> Ebd. Erster Band, S. 549.

- <sup>15</sup> Ebd., S. 486f.
- <sup>16</sup> Schopenhauer: *Parerga und Paralipomena*. Zweiter Band, § 140, S. 263f.
- <sup>17</sup> Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*. Zweiter Band, S. 644f.
- <sup>18</sup> Ebd. Erster Band, S. 557f.
- <sup>19</sup> Walter Abendroth: *Schopenhauer in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek bei Hamburg 1967, S. 86.
- <sup>20</sup> Malwida von Meysenbug: *Memoiren einer Idealistin*. Zweiter Band, S. 200.
- <sup>21</sup> Ebd., S. 204.
- <sup>22</sup> Ebd., S. 202.
- <sup>23</sup> Ebd., S. 268.
- <sup>24</sup> Ebd., S. 334.
- <sup>25</sup> Ebd., S. 445f.
- <sup>26</sup> Ludwig Sigismund Ruhl: *Eine Grotteske*. Cassel 1882, S. 60ff.
- <sup>27</sup> Ludwig Sigismund Ruhl im Alter von um die 90 Jahre, porträtiert von Louis Kolitz (1884), gemeinfrei.
- <sup>28</sup> *Märchenfrau und Malerdichter – Briefwechsel zwischen Malwida von Meysenbug und Ludwig Sigismund Ruhl*. Hrsg. v. Berta Schleicher. München 1929, S. 25f.
- <sup>29</sup> Ebd., S. 28f.
- <sup>30</sup> Ebd., S. 51f.
- <sup>31</sup> Ebd., S. 156.
- <sup>32</sup> Ebd., S. 164.
- <sup>33</sup> Ebd., S. 222.
- <sup>34</sup> Ebd., S. 224.
- <sup>35</sup> Ebd., S. 227.
- <sup>36</sup> Ebd., S. 228f.

# **Malwida von Meysenbug und die Hochschule für das weibliche Geschlecht in Hamburg**

*Regina Kirsch*

## **1. Malwida von Meysenbug und ihr Weg nach Hamburg – eine kurze biographische Einführung**

Malwida von Meysenbug wurde in Kassel als Malwida Rivalier am 28.10.1816 geboren. Ihr Vater, Carl Philipp Rivalier, war Jurist, Hofrat und Minister am Hof der Residenzstadt Cassel und entstammte hugenottischen Vorfahren. Kurfürst Wilhelm II. erhob ihn 1825 in den erblichen Adelstand als Rivalier von Meysenbug. Die Mutter, Ernestine Rivalier, geb. Hansell, war gebürtig aus einer angesehenen Kasseler Familie des höheren Bildungsbürgertums und früh verwaist. Aufgewachsen ist die Waise Ernestine Hansell in der Familie von Riedesel. Die Mutter, Ernestine Rivalier, sorgte für ein kultiviertes Klima in der Familie. Amalie Malwida Wilhelmina Tamina Rivalier war das neunte Kind der Rivaliers.

Malwida von Meysenbug erhielt Privatunterricht durch Lehrer, Klavierunterricht sowie Malunterricht, sie spielte Theater und lernte die moderne Literatur kennen. Die sehr belesene Mutter sammelte in Kassel einen Kreis von modern denkenden aufgeschlossenen Menschen um sich, Akademiker ebenso wie Musiker, bildende Künstler und Theaterleute verkehrten hier miteinander, besprachen literarische Neuerscheinungen, führten Musikstücke auf.<sup>1</sup> Ende 1831 verlässt die Familie Cassel aufgrund politischer Anfeindungen gegen den Vater und folgt diesem nach Frankfurt am Main. Malwida von Meysenbug ist nun ca. 15 Jahre alt und erlebt diese Zeit als Einschnitt, vor allem bezogen auf ihre Bildung.

Die Familie übersiedelt nach dem Tod des Vaters nach Detmold und pflegt dort wie auch schon in Cassel enge Beziehungen zum Hof. Seit 1832 war ihr Lebensmittelpunkt mit kurzen Unterbrechungen, in Detmold, wo Malwida von Meysenbug 1843 im Alter von 25/26 Jahren den sechs Jahre jüngeren Theodor Althaus kennen gelernt hat. Durch den Einfluss des Theologen, politischen Schriftstellers und Aktivisten der 1848er-Revolution Theodor Althaus und in dessen Umfeld in Detmold entwickelte sich Malwida von Meysenbug zur Demokratin und setzte sich mit der politischen Bewegung der Vormärzzeit der 1840er-Jahre auseinander. Zunehmend befand sie sich mit ihren Vorstellungen und Idealen im Widerspruch zu ihrer konservativen Familie. Sie beschäftigte sich autodidaktisch mit philosophischen Studien und las Schriften, die von ihrer Familie abgelehnt wurden. Sie

verfolgte die politischen Entwicklungen und korrespondierte mit bekannten Demokraten und Demokratinnen wie Julius Fröbel, Johanna Kinkel und Gottfried Kinkel. Sowohl von Mitgliedern ihrer Familie als auch von ihrem Umfeld erfuhr sie als Demokratin offene Ablehnung und die Situation wurde für Malwida von Meysenbug immer unerträglicher. Nach dem Zusammenbruch der Deutschen Revolution 1849 und dem Erstarken der politischen Reaktion war Malwida von Meysenbug 33 Jahre alt. Ihre große Liebe Theodor Althaus hat sich von ihr abgewendet und sie hat sich schmerzlich von dem Wunsch nach einer Ehe mit ihm verabschiedet. Eine persönliche Perspektive sah sie in der Auswanderung nach Amerika und in einem dortigen Neubeginn fern von der Familie. Julius Fröbel, mit dem sie seit längerem korrespondierte, hat sie in einem Brief dorthin eingeladen, zunächst als demokratische Gefährtin im Geiste, später als seine Ehefrau.<sup>2</sup>

Malwida von Meysenbug suchte nach einem für sie geeigneten Zwischenschritt, um ihre Auswanderungspläne der Familie näher bringen zu können, und fand ihn in der Teilnahme an dem Hamburger Projekt einer ‚Hochschule für das weibliche Geschlecht‘. Sie hat sich als Schülerin in Hamburg beworben, zunächst für drei Monate, um an diesem revolutionären und frühen Projekt der Mädchen- und Frauenbildung teilzuhaben. Der Schritt nach Hamburg ermöglichte ihr eine Trennung von der Familie sowie eine Erweiterung und Vertiefung der bisher erfahrenen Bildung. Entgegen ihren Erwartungen hat die Mutter Ernestine dieses Vorhaben unterstützt. Im Mai 1850 geht Malwida von Meysenbug, 33-jährig, nach HH als neue Schülerin der zum 1. Januar 1850 begonnen Hochschule für das weibliche Geschlecht. Malwida von Meysenbug zieht als eine von 5 oder 6 Pensionärinnen in das Haus Am Holländischen Brook 25 ein.

Abb. 1: Die Schriftstellerin Malwida von Meysenbug<sup>3</sup>



Zitat aus den Memoiren:

„Zum ersten Mal sagte ich es mir ganz klar, dass man sich von der Autorität der Familie befreien muss, so schmerzlich es auch sein mag, sobald sie zum Tod der Individualität führt und die Freiheit des Gedankens und Gewissens einer bestimmten Form der Überzeugung unterwerfen will. Freiheit der individuellen Überzeugungen und ein Leben diesen gemäß ist das erste der Rechte und die erste der Pflichten eines Menschen. Bis dahin hatte man die Frauen von diesem heiligen Rechte und dieser ebenso heiligen Pflicht ausgeschlossen; nur die Kirche und die Ehe hatten das Mädchen berechtigt, den Platz in der Familie, den ihm die Natur angewiesen, zu verlassen. In der Katholischen Kirche erlaubte man der Jungfrau, nicht nur die Familie für das Kloster zu vertauschen, sondern man machte ihr ein Verdienst daraus, und durch die Ehe verließ sie ebenfalls die Familie und folgte dem Gatten. Aber auf den anderen Gebieten der menschlichen Tätigkeit hatte man es den Frauen untersagt, eine Überzeugung zu haben und ihr gemäß zu handeln. Ich sah ein, dass es Zeit sei, dies Verbot aufzuheben, und ich sagte mir, dass ich mich selbst nicht mehr würde achten können, wenn ich nicht den Mut hätte, alles zu verlassen, um meine Überzeugungen durch die Tat zu

rechtfertigen. [...] Zu der Zeit hörte ich von mutigen und begeisterten Frauen, die, denselben Ideen huldigend wie ich, in Hamburg eine Hochschule für das weibliche Geschlecht eröffnet hatten, an der den Mädchen dieselben vollständigen Mittel zu geistiger Entwicklung geboten werden sollten, wie dies auf den Universitäten für die jungen Männer der Fall ist. Ganz besonders sprach man mir von der Frau, die an der Spitze der Unternehmung stand und deren energischen edlen Charakter man mir in solcher Weise pries, dass ich große Lust bekam, ihre Bekanntschaft zu machen. Das Mittel des Übergangs schien mir gefunden; ich beschloss zunächst in diese Hochschule zu gehen und von da nach Amerika.“<sup>4</sup>

## **2. Voraussetzungen und Rahmenbedingungen der Hamburger Hochschule für das weibliche Geschlecht – drei soziale Bewegungen im 19. Jahrhundert sowie die Kindergartengründungen als Schnittstelle**

Die Hamburger Hochschule für das weibliche Geschlecht ist das erste Projekt der Mädchen- und Frauenbildung in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Innerhalb der revolutionären Bewegungen Hamburgs, welches zu dieser Zeit als eine Hochburg des Deutschkatholizismus und der Kindergartenbewegung galt, entstand das bedeutendste pädagogische Experiment dieser Zeit, die Hochschule für das weibliche Geschlecht. Verschiedene, miteinander kooperierende Frauenvereine gründeten sich in Hamburg. Diese Frauenvereine und ihre Protagonistinnen (beispielsweise Emilie Wüstenfeld und Bertha Traun, spätere Ronge) sympathisierten mit dem Gedankengut Friedrich Fröbels und unterstützten die freikirchliche Gemeinde Hamburgs, der Deutschkatholiken und Lichtfreunde. Johannes Ronge, ein Prediger der Deutschkatholiken, hatte bereits in Breslau zur Gründung einer Hochschule für das weibliche Geschlecht aufgerufen, die dortige Gemeinde konnte ein solches Projekt aber nicht finanzieren. Die Hamburger Frauen verfügten über genügend finanzielle Mittel, fanden mit Karl Fröbel und seiner Frau Johanna geeignete Leitungspersonen und starteten tatkräftig das Projekt Hochschule für das weibliche Geschlecht.

Die Voraussetzungen, die ein solch revolutionäres Projekt zu diesem frühen Zeitpunkt überhaupt erst möglich gemacht haben, werden als Schnittstelle verschiedener sozialer Bewegungen beschrieben. Zwar ist das Projekt nach zwei Jahren aus unterschiedlichen Gründen gescheitert, trotzdem hat es nach wie vor eine sehr wichtige Bedeutung und bis heute ist seine zentrale Vorreiterrolle für den Beginn der Mädchen- und Frauenbildung unbestritten. Deutlich wird bei der Auseinandersetzung mit diesem Projekt der Mädchen- und Frauenbildung, wie sich hier wichtige soziale Bewegungen des 19. Jahrhunderts vernetzten und damit

überhaupt erst die Grundlage für die Entwicklung des Projektes geboten haben. Gewissermaßen als Schnittstelle der freikirchlichen Gemeinde, der Frauenvereine der bürgerlichen Frauenbewegung sowie der Kindergartenbewegung ist das Projekt ‚Hochschule für das weibliche Geschlecht‘ zu sehen. Im Folgenden werden diese drei sozialen Bewegungen vorgestellt.

### **Die Freireligiöse Bewegung der Deutschkatholiken und Lichtfreunde**

Hamburg war ein Zentrum der sogenannten freireligiösen Bewegung. Diese war als religiöse Oppositionsbewegung eine der ersten Massenbewegungen des Vormärz, also kurz vor der 1848er-Revolution. In der Mehrzahl gehörten einfache Leute zu ihren Mitgliedern, Handwerker und Handwerksfrauen, Tagarbeiter, Dienstmädchen, Kleingewerbetreibende. Aber auch einige Intellektuelle, Predigtamtskandidaten und wohlhabende Kaufleute und ihre Ehefrauen zählten zur Bewegung.<sup>5</sup>

Aus der Kritik an der erstarrten, traditionellen Religionspraxis der Kirchen beider Konfessionen zu Beginn der 1840er-Jahre erwuchs eine religiöse Opposition, die zu einem wichtigen Wegbereiter demokratischer Gedanken wurde. Der katholische Priester Johannes Ronge protestierte gegen die seiner Ansicht nach abergläubigen Praktiken vor allem der Reliquienverehrung in der katholischen Kirche.<sup>6</sup> Ronge rief die Deutschen auf, sich gegen die Vorherrschaft Roms in der kirchlichen Hierarchie zu wenden und nannte seine Bewegung ‚Deutschkatholizismus‘. Es gründeten sich freie deutschkatholische Gemeinden. Ähnliche Gemeinden bildeten sich aus abtrünnigen Anhängern der protestantischen Kirche, die sich als ‚Lichtfreunde‘ bezeichneten. 1848 hatten die Lichtfreunde folgende Forderungen erhoben:

- die Aufhebung der Einheit von Staat und Kirche;
- die Einführung einer demokratischen Kirchenverfassung;
- Lehrfreiheit an den Universitäten;
- Pressefreiheit;
- Vereinfachung der Gesetzgebung nach dem Vorbild des Code Civil;<sup>7</sup>
- Bekämpfung der Armut durch Gesetz;
- Verbesserung der Volkserziehung durch Jugendschulen für Mädchen und Jungen nach der Schulentlassung.<sup>8</sup>

Beide religiösen Bewegungen, Deutschkatholiken und Lichtfreunde, bildeten schließlich die freireligiösen Gemeinden. Beeinflusst von Aufklärung und Rationalismus wiesen sie die traditionellen Lehren der Kirche im Namen eines neuen Glaubens zurück, der sich auf gesellschaftlichen Fortschritt, Gleichheit und Harmonie gründete. Zentrales Anliegen dieser Bestrebungen war auch die Emanzipation der Frau. Oberste Grundsätze in den freien Gemeinden sind absolute Glaubens- und Gewissensfreiheit sowie die Verwirklichung des Ideals eines wahren, freien Menschentums. Nach außen beweist sich demnach das Wesen des Christentums durch die tätige, hingebungsvolle Liebe. Das Christentum wird dabei zunehmend weniger religiös aufgefasst. Eigentlicher Glaubensgrundsatz wird das Menschentum oder das Prinzip des Humanismus.<sup>9</sup>

Basisdemokratisch verfasst, bot das Leben in diesen freireligiösen Gemeinden Männern wie Frauen aus allen Bevölkerungsschichten die gleichen Mitspracherechte. Vor allem in den Jahren vor der Revolution erlangte die Reformbewegung große Popularität. Sie war Tagesthema in den Zeitungen, denn mit dem religiösen Protest verknüpfte sich untrennbar die Kritik an den herrschenden politischen und sozialen Zuständen. Die freireligiöse Bewegung umfasste ca. 100.000 bis 150.000 Mitglieder. Von Anfang an beteiligten sich Frauen intensiv und aktiv an der Gründung der freikirchlichen Gemeinden, mehr als 40 % der Mitglieder waren Frauen. Ein funktionierendes Gemeindeleben war ohne die Frauen undenkbar, gleichzeitig eröffneten sich für die Frauen aber auch neue Perspektiven und Betätigungsmöglichkeiten im sozialen und im Bildungsbereich. Frauen besaßen in den Gemeinden zumeist das aktive und passive Wahlrecht, das war einzigartig zu dieser Zeit. Johannes Ronge rief die Frauen dazu auf, ihre ausgeprägte weibliche und mütterliche Begabung zu Pflege und Mitgefühl zu nutzen und zur Verbesserung des Menschengeschlechts beizutragen. Frauen, so Ronge, müssten von den gesetzlichen und sozialen Zwängen befreit werden, die sie auf ihre häusliche Rolle verpflichteten, um auf eine utopische Vision von Gesellschaft hinarbeiten zu können, die vom Geist der Mutterliebe wäre:<sup>10</sup> „Je höher die Frauen bei einem Volke stehen, je höher wird das ganze Volk stehen und je freier wird es sein, weil die Frauen die Quelle und der Grund aller Gesittung und Freiheit sind.“<sup>11</sup>

Auch Malwida von Meysenbug wurde Mitglied der freien Gemeinde Hamburgs. 1851 beteiligt sie sich als gewähltes Gemeindemitglied (sie wurde in ein Vorbereitungskomitee gewählt) beim Aufbau einer freien Schule. In ihren Memoiren nimmt die Schilderung der freien Gemeinde Hamburgs und der freichristlichen Bewegung während dieser Zeit großen Raum ein; auch deshalb, da mit ihrer Entscheidung für die Mitgliedschaft bedeutende persönliche Konsequenzen verbun-

den waren. Ihr wurde zu dieser Zeit ein Platz in einem adligen Fräuleinstift angeboten, der auch mit einer finanziellen Versorgung verbunden gewesen wäre, der aber die Mitgliedschaft in der protestantischen Kirche vorausgesetzt hat. Indem sie sich zur freien Gemeinde bekannte, stand ihr dieser ‚Versorgungsweg‘ für unverheiratete adelige Fräulein nicht mehr offen.<sup>12</sup>

### **Frauenbildung und Frauenvereine in Hamburg in der Mitte des 19. Jahrhunderts**

Frauen fanden in der Zeit des Vormärz und der Revolution 1848 erstmals Anschluss an die allgemeine politische Bewegung in Deutschland. Regionale und überregionale Frauenvereine wurden gegründet, die sich auf dem Gebiet der Mädchen- und Frauenbildung engagierten. Hamburg war um 1847/48 ein Zentrum politischer Aktivitäten und es entstand eine Reihe bildungshistorisch und politisch bedeutsamer Frauenvereine. Der Übersichtlichkeit halber werden hier nicht alle Frauenvereine Hamburgs vorgestellt, sondern nur die, die im direkten inhaltlichen Zusammenhang stehen.

Politische Reformen hatten in Hamburg zur Annäherung christlicher und jüdischer Menschen beigetragen. Johanna Goldschmidt und Amalie Westendarp gründeten 1848 zusammen mit anderen Frauen den ersten überkonfessionellen ‚Frauenverein zur Bekämpfung und Ausgleichung religiöser Vorurteile‘ in Deutschland. Protestantische, deutsch-katholische und jüdische Frauen sollten miteinander in Kontakt kommen.<sup>13</sup> In der Gründung von Kindergärten sahen die Mitgliederfrauen dieser Frauenvereine eine gute Möglichkeit der Annäherung verschiedener religiöser Orientierungen.<sup>14</sup> Deshalb wurden Kindergartengründungen, vor allem nach den Ideen Friedrich Fröbels, in Hamburg von verschiedenen Protagonistinnen vorangetrieben.

Im Umfeld der Deutschkatholiken in Hamburg hatte sich entsprechend dem Aufruf Ronges ebenfalls sehr rasch ein Frauenverein zur Unterstützung der freien Gemeinden gegründet, der ‚Frauenverein zu Unterstützung der Deutsch-Katholiken‘; bedeutende Protagonistinnen waren Emilie Wüstenfeld und Berta Traun. Ziel des Vereins war es u.a. Geld zu sammeln, aber auch für die allgemeine Anerkennung der freien Gemeinden einzutreten (beispielsweise wurden Eheschließungen nicht anerkannt, die Frauen wurden des Konkubinats bezichtigt und Kinder, die in diesen Ehen geboren wurden, wurden als unehelich angesehen).

Beide Frauenvereine schlossen sich zusammen und bildeten den ‚Allgemeinen Bildungsverein deutscher Frauen‘. Ziel dieses Frauenvereins war die Verbreitung

humaner Bildung ohne Rücksicht auf konfessionelle Unterschiede. Erreicht werden sollte dies durch die Einrichtung verschiedener sozialer Projekte der Mädchen- und Frauenbildung, Kindergärten sowie der Armen- und Krankenpflege. Soziale Spannungen sollten abgebaut und Ausbildungsmöglichkeiten für Frauen erweitert werden. Dafür bot Hamburg günstige Bedingungen, da der Staat die Organisation des Bildungswesens weitgehend privaten Initiativen überlassen hat. Die bürgerliche Frauenbewegung fand 1848 ein relativ gut ausgebautes System von Privatschulen, von Kirchen-, Stiftungs- und Armenschulen vor. Das erste gemeinsame Unternehmen des neuen Frauenbildungsvereins war die Stiftung einer Hochschule für das weibliche Geschlecht in Verbindung mit der Förderung von Kindergärten. Der Frauenverein setzte sich auch massiv für die Überwindung der Standesschranken ein. Durch die Einführung von Dienstmädchenkursen, in denen die Mädchen in den Elementarfächern wie Deutsche Sprache, Schreiben und Rechnen unterrichtet wurden, versuchte der Frauenverein, eine bessere Bildung für Frauen aus der Unterschicht zu erwirken. Auch eine Arbeitsvermittlung wurde eingerichtet, um Hilfe zur Selbsthilfe anzubieten.<sup>15</sup>

Abb. 2: *Aktive Frauen der Hamburger Frauenvereine*<sup>16</sup>

**Aktive Frauen  
der Hamburger Frauenvereine**

**Weitere aktive Frauen:**

- Johanna Goldschmidt,  
geb. Schwabe;
- Charlotte Paulsen,  
geb. Thornton;
- Emma Isler;
- Amalie Westendarp;
- Else Bieling;
- Mathilde Seybold;
- Henriette Salomon;
- ...



**Bertha Traun,  
geb. Meyer**



**Emilie Wüstenfeld,  
geb. Capelle**

Die Kindergartenbewegung hat für die Entwicklung von Theorie und Praxis weiblicher Professionalisierung eine wichtige Rolle gespielt. Im Unterschied zu Frankreich, England und den Vereinigten Staaten von Amerika war in Deutschland im

19. Jahrhundert die Möglichkeit von Frauen, außerhalb der Familie tätig zu werden, so gut wie ausgeschlossen. Erwerbsmöglichkeiten z.B. für Lehrerinnen beschränkten sich nahezu ausschließlich auf private Institutionen, unter denen Schulen und Ausbildungseinrichtungen für Frauen sowie Kindergärten an erster Stelle standen.<sup>17</sup>

Der Begründer der Kindergartenbewegung, Friedrich Fröbel, wurde 1782 in Thüringen (Oberweißbach) in einem Pastorenhaushalt geboren. Fröbels Interesse an der frühkindlichen Erziehung war durch Pestalozzis Theorie geweckt worden. Genau wie Pestalozzi ging Fröbel davon aus, dass die Mutter die erste und die beste Lehrerin sei. Sein bekanntestes Buch *Mutter- und Koselieder*, das 1840 veröffentlicht wurde, bestand aus einer Reihe einfacher Übungen, die von Liedern und Bildern begleitet wurden, mit deren Hilfe Mütter sowohl die sinnliche wie die soziale Entwicklung der Kinder von der ersten Lebenswoche an fördern konnten. Für die nur wenig älteren Vorschüler entwarf Fröbel einen Satz von pädagogischem Spielzeug oder ‚Spielgaben‘ die ebenfalls zum häuslichen Gebrauch der Mütter bestimmt waren. Fröbel erkannte das Spiel als die dem Wesen des Kindes entsprechende Form, sich Wissen über sich selbst und die Welt anzueignen. Er entwickelte eine Vielzahl von Spielmitteln, die das Kind zum Konstruieren und Experimentieren herausfordern sollte und so seine Phantasie anregen, die Konzentration schulen und zugleich die sozialen Beziehungen fördern sollte. Am bekanntesten wurden die in aller Welt berühmten Spielgaben Kugel, Walze, Würfel und die durch die Teilung des Würfels entstandenen Bausteine.

Fröbels Pädagogik zielte auf individuelles Wachstum und Entfaltung und vertrat die Auffassung, dass Kinder von Natur aus gut seien und über große Lernfähigkeiten verfügten, deshalb auch die von ihm geprägte Bezeichnung Kinder- ‚Garten‘. Diese pädagogische Auffassung Fröbels, die die Förderung der Kinder und deren Anregung zum Lernen zum Ziel hatte, stand im krassen Gegensatz zur Praxis der bestehenden deutschen Vorschuleinrichtungen. Diese waren Bewahranstalten und befanden sich in der Regel in kirchlicher Trägerschaft. Sie praktizierten eine traditionelle christliche Pädagogik, die ihre Wurzeln in der Lehre von der Erbsünde hatte und eine religiös auferlegte Disziplin zu erreichen suchte. Fröbel wandte sich zur Durchsetzung seiner neuen Methoden den Frauen zu und setzte sich für die Einstellung von Frauen in Vorschuleinrichtungen ein. Er rechtfertigte die Ausdehnung des weiblich-mütterlichen Bereichs mit weltlichen und nationalen Argumenten und rief zur Gründung von Kindergärtnerinnen-Seminaren und Kindergartengruppen auf.

## **Kindergartengründungen als Schnittstelle der verschiedenen sozialen Bewegungen und Professionalisierung der weiblichen Tätigkeit**

Breite Aufmerksamkeit fand das Erziehungsexperiment Friedrich Fröbels aber erst, als es sich mit den politischen Bewegungen der 1840er-Jahre verbunden hat. An vorderster Stelle stand dabei die freireligiöse Bewegung. Im Zuge der 1848er-Revolution öffneten sich Wege für Reformen, und viele Frauen, größtenteils Angehörige von freireligiösen Gemeinden, gründeten neue Kindergärten, die auch durch Frauenvereine unterstützt wurden, die sich in einigen Städten bereits etabliert hatten. Vor allem Frauenorganisationen, die zur Unterstützung der freireligiösen Gemeinden gegründet worden waren, finanzierten durch Spenden die Einrichtung von Kindergärten.<sup>18</sup>

Männer und Frauen der freien Gemeinden setzten sich für eine Erziehungsreform ein und befürworteten die Frauenbildung im beruflichen wie im akademischen Feld. Für die gebildeten Frauen war die Kleinkindererziehung ein wichtiger Bereich, da sie privat organisiert wurde und insofern den Frauen die Möglichkeit bot, Leiterin der entsprechenden Einrichtung zu werden. Bei dem Interesse der Hamburger Frauenvereine für die Ideen Fröbels spielte unter anderem dessen Sichtweise auf Kinder und einmal mehr die Negation der Erbsünde eine Rolle. Die Frauenvereine bemerkten:

„Das System der Kindergärten ruht ebenso wie die freie Kirche, auf der Überzeugung, dass das Kind von Natur rein und unschuldig ist, und die Fröbelsche Erziehung sucht schon vom dritten bis sechsten Jahr durch geeignete Spiele die innere Geistestätigkeit der Kinder frei und selbständig zu entfalten.“<sup>19</sup>

Die Hamburger Frauenvereine arbeiteten an religionübergreifenden Projekten. Die große gesellschaftliche Kluft zwischen christlichen und jüdischen Frauen in Hamburg sollte eine Angleichung erfahren und die Beseitigung der konfessionellen Grenzen sollte ermöglicht werden durch die Chance einer freiheitlichen Kindererziehung. Deshalb entwickelte der ‚Verein zur Ausgleichung der konfessionellen Unterschiede‘ ein Kindergartenprojekt, das nach den Vorstellungen von Friedrich Fröbel arbeiten sollte. Der neugegründete Frauenbildungsverein ‚Allgemeiner Bildungsverein deutscher Frauen‘ verfolgte zwei unterschiedliche Projekte, die auch von unterschiedlichen Personen befördert wurden. Johanna Goldschmidt, mehrfache Mutter und Anhängerin der Erziehungsvorstellungen Fröbels, konnte den betagten Friedrich Fröbel gewinnen, eine halbjährige Kindergärtnerin-

nenausbildung in Hamburg anzubieten. Fast zeitgleich fand die Eröffnung des anderen Projektes, der Stiftung Hochschule für das weibliche Geschlecht, statt, dem auch ein Kindergarten und eine Elementarschule angegliedert waren und das von den Hauptprotagonistinnen Emilie Wüstenfeld und Bertha Traun betrieben worden ist. Der Fröbelkurs fand von Dezember 1849 bis April 1850 statt. An der sechsmonatigen Ausbildung zur Kindergärtnerin nahmen 22 Frauen teil.<sup>20</sup>

Neben der freireligiösen Bewegung wird das Anliegen der Fröbelschen Pädagogik und des Kindergartens aber auch wesentlich von der in dieser Zeit entstehenden Frauenbewegung unterstützt. Luise Otto, später Luise Otto-Peters, ist eine profilierte Vertreterin der bürgerlichen Frauenbewegung und repräsentiert diese als ‚Sprachrohr‘, indem sie 1849 in Leipzig die erste feministische Zeitung Deutschlands, die ‚Frauen-Zeitung‘, gründete. Luise Otto und andere Vorkämpferinnen der Frauenbewegung dieser Zeit stellten in der Frauen-Zeitung eine Verbindung her zwischen dem Kindergarten, ähnlichen beruflichen Betätigungsmöglichkeiten und den zentralen Anliegen der Frauenbewegung, darunter

- die ‚Freiheit des Herzens‘, das Recht, eine Konvenienzehe zu verweigern und nur aus Liebe zu heiraten,
- die Forderung nach Entfaltung der weiblichen Persönlichkeit sowie
- der Protest gegen die unzureichende Mädchenerziehung und schließlich
- das Plädoyer für die Frauenberufstätigkeit.

Aber erst die bezahlte berufliche Tätigkeit und die damit verbundene ökonomische Unabhängigkeit von Frauen machte die Realisierung dieser Ziele möglich. Luise Otto und ihre Mitstreiterinnen gingen also über Fröbels ursprüngliches Konzept ‚geistiger Mütterlichkeit‘ hinaus, indem sie die Kindergartenerziehung als bezahlten Beruf definierten. Ökonomie und ethische Berufung waren für sie jedoch miteinander verbunden. Luise Otto definierte die Emanzipation von Frauen als Verwirklichung spezifisch weiblicher Energien zum Wohle der Sozialreform.

Nach der Niederlage der Revolution wurde der Kindergarten zu einem der ersten Ziele der politischen Repression. 1851 verbot der preußische Erziehungsminister Karl von Raumer per Dekret den Fröbelschen Kindergarten, den er als Bestandteil einer Verschwörung verurteilte und als Brutstätte des Atheismus ansah. Die Kindergärten wurden geschlossen, einige davon mit Gewalt. Das Kindergartenverbot war nur einer von mehreren Verbotserlassen in Preußen, wie z.B. auch das Preußische Vereinsgesetz von 1850, das Frauen die Teilnahme an politischen

Versammlungen oder die Parteimitgliedschaft untersagte. Fortschrittlichen Bildungsbewegungen wurde ein Riegel vorgeschoben und die Erziehung wieder religiösen Zwängen unterworfen. Luise Otto, deren Frauen-Zeitung durch die Wiedereinführung der Zensur gezwungen wurde ihr Erscheinen einzustellen, stellte fest, dass Kindergärtnerinnen wegen ihrer Überzeugung ebenso unerbittlich verfolgt würden wie männliche Revolutionäre.<sup>21</sup> Die politische Reaktion zwang viele Demokratinnen und Demokraten ins Exil. Einige gründeten dort die ersten Kindergärten wie z.B. Berta Ronge in London und Margarethe Schurz in den Vereinigten Staaten von Amerika. Erst 1860, nach fast 10 Jahren, wurde das preußische Kindergartenverbot aufgehoben.<sup>22</sup>

### **3. Das Projekt Hamburger Hochschule für das weibliche Geschlecht**

#### **Vorbereitung und Konzept**

Karl Fröbel, ein Neffe Friedrich Fröbels, konnte 1849 von den Hamburger Frauen für die Idee der Hochschule für das weibliche Geschlecht gewonnen werden, dazu besuchten ihn Emilie Wüstenfeld und Bertha Traun in der Schweiz. Er leitete zuvor in Zürich eine koedukative Schule mit angeschlossenem Kindergarten. Seine Idee zur Gründung einer höheren Mädchenbildungsanstalt konnte er in der Schweiz nicht umsetzen und so sah er in dem Hamburger Projekt eine Perspektive für sich und seine Frau Johanna, einer von Friedrich Fröbel ausgebildeten Kindergärtnerin. Die Hamburger Vereinsfrauen stellten nun Überlegungen an, ob und wie die geplante Hochschule in das bestehende Hamburger Mädchenschulwesen zu integrieren sei. Sie formulierten Fragen an Karl Fröbel, die dieser beantwortete und zudem ein Konzept für die Hochschule erstellte. Seine konzeptionellen Überlegungen verfasste er zusammen mit seiner Frau Johanna 1849 mit der Bezeichnung „Hochschule für Mädchen und Kindergärten als Glieder einer vollständigen Bildungsanstalt, welche Erziehung der Familie und Unterricht der Schule verbindet. Als Programm zu dem Plane Hochschule für das weibliche Geschlecht in Hamburg, von Karl Fröbel, Rektor dieser neu errichteten Bildungsanstalt, und Johanna Fröbel, geb. Küster“.

Sein Konzept der Familienorientierung der Mädchenbildung formulierte Karl Fröbel in einem Brief an die Vereinsfrauen, Emilie Wüstenfeld und Bertha Traun, vom 2. Mai 1849. Bildungsanstalten für Mädchen sollten seiner Meinung nach dem Ideal einer großen Familie entsprechen,

„[...] deren höchster Zweck gegenseitige Ausbildung und Veredelung ihrer Glieder ist. Kindergarten und Hochschulen für erwachsene Mädchen bilden darin die beiden Enden, die einander begegnen, in dem eine höchste Bildungs-Anstalt für Frauen ohne Übung in der Kindererziehung und praktische Einsicht in die Kindesnatur ebenso wenig Erfolg haben kann wie die Leitung eines Kindergartens ohne Frauen. [...] Eine Schwierigkeit bildet nur die Art der Anstalten. [...] Hochschulen, eingerichtet wie die der Männer, können es nimmer sein. Mädchen können nicht aus dem Familienleben heraustreten und vereinzelt sich für das öffentliche Leben ausbilden, wie junge Männer, ohne ihr Glück zu gefährden. Mir scheint, dass sie zwar die meistens beengenden Verhältnisse der natürlichen Familie verlassen sollten, aber nur, um in die erweiterte zu treten, welche der Idee der Familie, wie das Ideal des geselligen Lebens sie verlangt, entsprechen.“<sup>23</sup>

Die Hochschule darf man sich keinesfalls als weibliches Gegenstück zur Universität vorstellen, deren Besuch Frauen zu diesem Zeitpunkt verwehrt war. Universitäten waren und sind staatlich organisiert. Die Bildung der Frauen sollte aber die Form des Familienlebens bewahren, so Fröbel, folglich blieb Mädchenbildung für ihn Privatsache und konnte auch nur in einem Verein realisiert werden. Die freie Kurswahl ist die einzige Gemeinsamkeit zur allgemein bekannten Hochschule. Fröbel sprach zwar von einer wissenschaftlichen Ausbildung der Mädchen, sein Konzept macht aber deutlich, dass es sich lediglich um die Einführung in einzelne Wissensgebiete handelte, die zudem völlig auf ihre Praxisanwendung im Kindergarten reduziert wurden. Dem entspricht auch, dass sowohl in den Schriften Fröbels wie auch in den Proklamationen und Statuten des Frauenvereins nie von Studentinnen, sondern immer nur von Schülerinnen die Rede ist. Diesterweg, ein bekannter zeitgenössischer Pädagoge und Demokrat, der dem Projekt sehr wohlwollend gegenüberstand und später der Erziehungswissenschaftler Spranger kritisierten die Bezeichnung Hochschule.<sup>24</sup> Sie wecke zu hohe Erwartungen, das Programm entspreche eher dem einer Fortbildungsschule. Eduard Spranger schrieb 1916: „Eine Hochschule konnte diese Anstalt nur deshalb genannt werden, weil der Tiefstand der weiblichen Bildungsanstalten damals so ungeheuer war. Aber auch das ist wieder bezeichnend, daß man von oben her baute, statt zunächst das Nötigste zu schaffen.“<sup>25</sup>

Abb. 3: Tesdorpf (1884): *Am Holländischen Brook 25*<sup>26</sup>

Zur Veranschaulichung der Situation beim Projektstarts wird aus einem Brief von Emilie Wüstenfeld an ihre Mitvereinsfrau Emma Isler bezüglich organisatorischer Überlegungen im Vorfeld zitiert:

„[...] Ich bin der Meinung, daß wir das Haus Holländischer Brook 25 jedenfalls nehmen können, 1200 Mark Kourant war die Forderung, doch wurde etwas abgelassen, zu 1000 Mark Kourant würden wir es gewiß bekommen. Auch soll alles neu gemalt und tapeziert werden, und die Fenster, auch die doppelten, dicht und passend gemacht werden. Wenn der Hauswirt sich zu Klosetten in allen Etagen verstände, wäre es sehr wünschenswert; auch im Souterrain neben der Küche eine kleine Badestube einzurichten, würde nicht kostspielig sein. Dafür können alle Tapeten einfach, aber freundlich sein. Die Rohrstühle der alten Frau Dr. B... könnten vielleicht billig gekauft oder für ein Jahr gemietet werden. Dann wäre noch für folgende Stunden zu sorgen: Französisch wird gewiß Madame Careton fürs erste Jahr unentgeltlich übernehmen und werde ich dies meiner Schwester Auguste [Burmester; R.K.] auftragen. Aber Physik, verbunden mit Chemie, könnten Sie da nicht Wiebel gewinnen und Wurm für Geschichte? Im Notfall nähmen sonst vielleicht beide Herren auf das Institut mit ihren Wintervorträgen Rücksicht und Frau Fröbel besuchte mit ihren Zöglingen diese öffentlichen Vorträge? Vielleicht übernehme Dr. Ree auch den Geschichtsunterricht. Dann fehlte nur noch Geographie und Naturgeschichte, letztere und Botanik würde im Sommer mehr getrieben [...].“<sup>27</sup>

**Organisation und Inhalte**

Am 1. Januar 1850 wurde die Hamburger Hochschule für das weibliche Geschlecht am Holländischen Brook 25 eröffnet, damals eine gute Adresse. Karl Fröbel war der Rektor der Einrichtung und seine Frau Johanna stand dem angeschlossenen Pensionat vor. Ein Verwaltungsausschuss, dem die Frauen des Frauenbildungsvereins als Träger zu zweidritteln Mehrheit angehörten, steuerten neben Karl und Johanna Fröbel die Belange des Projektes. Zur Finanzierung trug der Verkauf von Aktien als Kapitalgrundlage, Schenkungen, Spenden und das Schulgeld bei. Eine Liste der Schülerinnen ist nicht erhalten, aber in der Literatur wird von mehr als 100 Schülerinnen ausgegangen, die sich in drei Gruppen aufteilen lassen. Die kleinste Gruppe, bestehend aus 5 bzw. 6 Schülerinnen, wohnte im Pensionat und bezahlte 400 Taler. Die zweite und größte Gruppe waren vornehmlich Hamburgerinnen, die für 80 Taler an allen Veranstaltungen teilnehmen konnten. Für einen Louisdor pro Semester bestand auch die Möglichkeit an einzelnen Veranstaltungen teilzunehmen, diese dritte Möglichkeit wurde ebenfalls hauptsächlich von Hamburgerinnen genutzt.

Abb. 4: Lehrpläne der Hochschule für das weibliche Geschlecht<sup>28</sup>

Die Anstalt wird mit Beginn des Januars 1850 eröffnet. Zunächst sind die Kurse nur einfach besetzt, und im Allgemeinen wird nachfolgender Lehrplan befolgt werden:

**Lehrplan von Januar bis April 1850.**

Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerst.	Freitag.	Sonabend.
Erziehungslehre. Nebungen	Einleitung in d. Philoſ. im Kinder garten.	Erziehungslehre.	Einleitung in d. Philoſ. — —	Erziehungslehre. — —	Erklärung Schiller'scher Gedichte, Physik.
Pause.	— —	— —	— —	— —	— —
Engliſch.	Geographie	Gefchichte.	Engliſch.	Geographie	Gefchichte.
Formenl.	Sprachl.	Franzöſiſch	Formenl.	Sprachl.	Franzöſiſch.
Literatur.	Zeichnen.	Gefchichte der Religionen.	Literatur.	Gefang.	

An zwei Abenden franzöſiſche Unterhaltung mit Bezug auf Lektüre, an den übrigen deutſche und engliſche Lektüre und muſikaliſche Unterhaltung.

### Lehrplan von April bis October 1850.

Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerst.	Freitag.	Sonnabend.
Mathemat.	Sprachl.	Mathemat.	Sprachl.	Mathemat.	Geschichte der Religionen.
Erziehgsel.	Einleitung in d. Philos.	Erziehgsel.	Einleitung in d. Philos.	Erziehgsel.	Populäre Astronomie.
Pause mit Englisch.	Chemie	im Kinder- zeichnen.	im Kinder- garten.	— —	— —
Geschichte.	Literatur.	Französisch	Englisch.	Geographie	Gesang.
Physik.	Botanik.		Geschichte.	Literatur.	Französisch.
			Physik.	Botanik.	

Im Sommer wird auf Spaziergängen und kleinen Ausflügen besonders auf Botanik und Astronomie Rücksicht genommen.

Als Ausbildungsvorhaben für die Schülerinnen der Hochschule wurde im Konzept genannt:

- Übungen für das praktische Leben durch Haushaltsgeschäfte und notwendige Buchhaltung.
- Lernen von erziehender Beschäftigung und naturgemäßer Behandlung der Kinder in den dazugehörigen Kinder-Gärten.
- Geselliges Leben in den Familien des Bildungsvereins.
- Wissenschaftlicher Unterricht in halbjährigen Lehrkursen durch Vorträge und Übungen.

Karl und Johanna Fröbel formulierten in ihrem Konzept: Die Schülerinnen sollten „[...] so für den Beruf der Frau vorbereitet werden, die Formen des Familienlebens zu bewahren“.<sup>29</sup> Emilie Wüstenfeld verband mit der Errichtung der Hochschule ebensolche Ziele: „Es soll die Frau dem Gatten würdig zur Seite stehen, sie soll, so wie er für den Erwerb, für das Hauswesen und die häusliche Annehmlichkeit umsichtig sorgen, aber zugleich auch ihn geistig ergänzen und mit ihm gemeinschaftlich die Kinder zu tüchtigen Menschen erziehen.“<sup>30</sup>

Friedrich Fröbel lehnte eine Zusammenarbeit mit seinem Neffen Karl Fröbel ab, auch hegte er eine ablehnende Haltung dem Projekt der Hochschule für das weibliche Geschlecht gegenüber. Fröbel war ein Gegner der Emanzipationsbestrebungen der Hamburger Frauen und sprach sich aus gegen „[...] die überstürzte Vermehrung des wissenschaftlichen Unterrichts und die Aufnahme philosophischer Studien. Er befürchtete, dass dadurch der höchste Schatz der weiblichen

Seele – Ursprünglichkeit und Harmlosigkeit – gefährdet sei.“<sup>31</sup> Trotzdem gab es Kooperationen: Schülerinnen der Hochschule für das weibliche Geschlecht besuchten während der Anwesenheit Friedrich Fröbels in Hamburg Vorlesungen von ihm. Die 16-jährige Margaretha Meyer, jüngste Schwester von Bertha Traun und Schülerin der Hochschule charakterisierte Fröbel in einem Brief an eine Freundin wie folgt:

„Seine Sache hat sich so ziemlich allgemeiner Teilnahme zu erfreuen. Laß mich zuerst seine eigene Erscheinung vorführen. Langes, gerade gescheiteltes Haar bedeckt eine kurze, gedrückte Stirn, eine lange, gebogene Nase, die durch das Alter sich dem Kinn nähert, würde dem Gesicht den Ausdruck der Häßlichkeit verleihen, wenn nicht ein geistreiches, blitzendes Auge dem Ganzen den Stempel des Originellen und Anziehenden aufdrückte. Sein Geist ist feurig, für sein Alter höchst kräftig, und die Beweglichkeit des Körpers harmonisiert vollständig mit jenem; nur ist zu beklagen, daß sein Gedächtnis durchs Alter geschwächt ist und seinen rastlos wirkenden Geist oft im Stiche läßt, was besonders bei seinen Vorträgen, die er wöchentlich zweimal bis dreimal abzuhalten pflegt, die Auffassung sehr erschwert“.<sup>32</sup>

Als Praxisfeld war der Bildungsinstitution ein Kindergarten, geleitet von der Fröbelschülerin Amalie Krüger, angeschlossen. Dort sollten die Schülerinnen die praktische Anwendung der Fröbelschen Spiel- und Beschäftigungsmittel erlernen und die täglich mehrstündigen Übungen waren ein wesentlicher Teil des Lehrplans. Zu einem späteren Zeitpunkt wurde eine Klasse im Elementarschulbereich eröffnet. Diese beiden berufsbildenden Ausbildungsbereiche können als Vorläufereinrichtung der späteren Kindergärtnerinnen und Lehrerinnenseminare gelten.<sup>33</sup>

Organisatorisch gliederte sich die Hochschule in verschiedene Abteilungen. Es gab neben dem praktischen Tun allgemeinbildende Veranstaltungen, wie z.B. Vorlesungen in Philosophie, Naturwissenschaften, neueren Sprachen, Geschichte, Geographie und Kunst; hier sollte die ungleiche Vorbildung der Schülerinnen ausgeglichen werden. Anthropologie und Psychologie nahmen einen wichtigen Platz im Lehrplan ein, aber auch Schillersche Gedichte standen auf dem Plan. Die Veranstaltungen wurden von namhaften einheimischen und auswärtigen Wissenschaftlern und Künstlern abgehalten, die einheimischen Lehrer waren meist Professoren des Akademischen Gymnasiums.<sup>34</sup> Der Semesterbetrieb fand jeweils statt von Januar bis April und von April bis Oktober. Die Schülerinnen konnten eine Bescheinigung über die Teilnahme als Zertifikat erhalten. Die Hochschule startete mit großer Begeisterung auf Seiten der Schülerinnen und der Organisatorinnen für dieses erste und revolutionäre Projekt der Mädchen- und Frauenbildung. Aber von Anfang an hat die Schule im Kreuzfeuer der Kritik gestanden. Sie wurde als zu

freisinnig empfunden, da sie Mädchen unabhängig von Konfession und sozialer Schicht eine gehobene Ausbildung ermöglichte.

Malwida von Meysenbug hat sich als begeisterte Schülerin schnell einen wichtigen Platz im Institut gesichert. Bei den Gründungsfrauen und ihren Mitschülerinnen war sie sehr beliebt und mit Emilie Wüstenfeld persönlich befreundet. Diese suchte Malwida von Meysenbug für einen längeren Zeitraum als 3 Monate für das Projekt zu gewinnen und bot ihr die Tätigkeit einer Gehilfin im Pensionat an für den Zeitraum der Unpässlichkeit Johanna Fröbels während deren Schwangerschaft.

### **Innere und äußere Konflikte**

Doch schon bald kam es zu unüberbrückbaren Konflikten mit Karl Fröbel, dem Direktor der Hochschule, und den Frauen im Verwaltungsausschuss (dem u.a. Emilie Wüstenfeld und Bertha Traun angehörte). Fröbel konnte als Leiter der Anstalt im Verwaltungsausschuss immer überstimmt werden, da die Vereinsfrauen eine 2/3-Mehrheit hatten. Zunehmend wurden mehr und mehr inhaltliche Differenzen deutlich. Für Fröbel stand die Mädchenerziehung in der erweiterten Familie im Vordergrund und die Emanzipationsbestrebungen der Frauen lehnte er ab. Die Vereinsfrauen und die Schülerinnen, allen voran Malwida von Meysenbug, betonten aber die Emanzipation der Frau und die Möglichkeit der persönlichen Entwicklung. Auch Johanna Fröbel sah sich als Pensionatsleiterin einer sehr schwierigen Situation gegenüber. Im Pensionat lebten keine jungen Mädchen, die sie erziehen konnte, sondern erwachsene Frauen, die zum Teil älter waren als sie und sich dementsprechend eine völlig freie Stellung ausbedungen haben. Sie selbst aber war abhängig von den Entscheidungen des Verwaltungsausschusses und den Vorgaben in ihrem Kontrakt mit der Stiftung.<sup>35</sup>

Der Konflikt zwischen dem Ehepaar Fröbel, dem Gründerinnenkreis und Malwida von Meysenbug spitzte sich Ende Januar 1851 immer mehr zu. In einem Brief an den Verwaltungsausschuss vom 20. Januar 1851 erklärten Karl und Johanna Fröbel: „[...] daß sie Fräulein von Meysenbug nicht länger als ihre Gehilfin zu betrachten wünschen, weil wir über verschiedenen, für die Anstalt wichtige Prinzipienfragen mit ihr nicht mehr einig sind“, und später begründete Karl Fröbel noch einmal genauer, dass er Malwida von Meysenbugs Ansichten über Ehe und Politik nicht teilt:

„In einem gewissen Treiben und Jagen und Auflehnen gegen bestehende Sitten – kurz in diesem revolutionären Streben nach weiblicher Selbständigkeit, durch Umsturz der bestehenden Formen, worüber auch die Familie vergessen wird, sehe ich den Untergang jedes reformatorischen Versuchs wie unsere Anstalt eine der schönsten werden kann. Ich will keine Töchter gegen den Willen ihrer Eltern und Vormünder, keine Hilfe von Frauen gegen den Wunsch oder Willen ihrer Männer – solche können einer Anstalt so zarter Natur wie unsere Hochschule für unselbständige, unmündige Damen nicht dienen.“<sup>36</sup>

Schließlich verließen Karl und Johanna Fröbel Hamburg und die Hochschule. Der Konflikt um die Hochschule für das weibliche Geschlecht nahm an Schärfe zu, nachdem Bertha Traun sich in Johannes Ronge verliebte und sich schließlich von ihrem Ehemann getrennt und offiziell hat scheiden lassen. Mit ihrer Einstellung zur Ehe verstießen Bertha Traun und Emilie Wüstenfeld gegen die herrschende Moral. Das Verhalten der ‚sittenlosen Frau‘ sorgte seinerzeit für Furore und so ist es nicht verwunderlich, dass „sich die ‚anständigen‘ Hamburger Familien fast vollständig von der Hochschule zurückzogen“.<sup>37</sup> Aufgrund der einsetzenden politischen Reaktion, interner Streitigkeiten sowie fehlender finanzieller Mittel konnte der Betrieb nicht mehr weiter aufrecht gehalten werden. Emilie Wüstenfeld und Malwida von Meysenbug waren sich einig, dass keine Abstriche am inhaltlichen Konzept des pädagogisch, gesellschaftlich und konzeptionell erfolgreichen Projektes erfolgen sollen. Im Zuge des staatlicherseits angestrebten Verbotes der deutsch-katholischen Gemeinde in Hamburg musste auch die Hochschule für das weibliche Geschlecht im Frühjahr 1852 ihren Lehrbetrieb einstellen. Bereits 1851 waren die Bürgerkindergärten in Preußen verboten worden, die freien Gemeinden waren überall verboten worden und ihre Unterstützerinnen mussten ebenfalls ihre Vereine auflösen oder sich andere unverfängliche Ziele setzen.

### **Gründe für die Schließung und Fazit**

Der wichtigste Grund für das Scheitern des Projektes ‚Hamburger Hochschule für das weibliche Geschlecht‘ ist das Erstarken der politischen Reaktion und damit einhergehend die Veränderung der gesellschaftspolitischen Großwetterlage weg von demokratischen Zielen und Werten hin zu deren Ablehnung und Verfolgung. Innere wie äußere Konflikte haben eine Rolle gespielt, von denen einige bereits angesprochen worden sind. Die private Finanzierung des Projektes war nicht mehr zu realisieren. Abschließend werden hier noch einmal wichtige Aspekte zusammengetragen:

- Die zunehmende politische Reaktion in Deutschland verunmöglichte revolutionäre Projekte dieser Art. Das Kindergartenverbot und das Verbot der freien Gemeinden taten ein Übriges.
- Die ungleiche Vorbildung der Schülerinnen (es gab kein allgemeines Schulsystem für Mädchen, nur verschiedene private Initiativen) sowie der große Altersunterschied der Schülerinnen machten einen geregelten Unterrichtsbetrieb schwierig. Erst Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts gibt es aufgrund des Engagements der bürgerlichen Frauenbewegung ein allgemeines Schulsystem für Mädchen.
- Die Scheidung von Bertha Traun und darauffolgende Heirat mit Johannes Ronge führte zu einer schlechten Beleumdung des Projektes in Hamburg und einer Ablehnung der ‚sittenlosen Frauen‘. Vermutlich führte es auch dazu, dass sich die finanziellen Zuwendungen reduzierten.
- Das Ehepaar Fröbel hat versucht sein Konzept von ‚Mädchenbildung in der erweiterten Familie‘ auf das Projekt ‚Hochschule‘ zu übertragen. Die 30-jährige Johanna traf in der Pension als Schülerinnen aber keine Mädchen an, sondern Frauen, die zum Teil älter waren als sie selbst.
- Interne Auseinandersetzung mit dem Leiter der Hochschule, die schließlich zur Auflösung seines Vertrages führen. Karl Fröbel wendet sich gegen die ‚Gehilfin‘ Malwida von Meysenbug und stellt in einem Brief an den Verwaltungsausschuss fest, dass er die Ansichten Malwida von Meysenbugs zu Ehe und Politik nicht mittragen kann und dieses revolutionäre Streben nach weiblicher Selbständigkeit durch Umsturz der bestehenden Formen nicht teilen kann.
- Konkurrenz und Streitigkeiten zwischen Johanna Fröbel und den Pensionats-Schülerinnen, vornehmlich Malwida von Meysenbug, verunmöglichen eine Zusammenarbeit.
- Die Mehrheitsverhältnisse im Verwaltungsausschuss der Hochschule, in dem die Vereins-Frauen eine 2/3-Mehrheit hatten. Karl Fröbel, aber auch seine Frau Johanna sahen für sich und ihre Vorstellungen keine Handlungsoptionen mehr, da sie immer überstimmt werden konnten.
- Im April 1851 verlassen Karl und Johanna Fröbel die Hochschule. Verschiedene Leitungsmodelle werden ins Auge gefasst und wieder verworfen. Bis zur Auflösung der Hochschule ein Jahr später, im April 1852, übernahm der Verwaltungsausschuss als oberste repräsentative Stelle die Leitung.
- Bis zum Ende des Projektes ist es nicht möglich eine neue Leitungsperson zu finden. Verschiedene Modelle werden überlegt, bei denen zum Teil auch Malwida von Meysenbug eine Rolle spielt, die aber aus unterschiedlichen Gründen

nicht realisierbar sind (Malwida von Meysenbug mit einer verheirateten Frau als Tandem, das Ehepaar Julius Fröbel – Malwida von Meysenbug, Diesterweg als Leiter der Hochschule, ...).

- Finanzielle Probleme, die aufgrund des unzureichenden Finanzierungs-konzeptes langsam durchschlagen; zunehmend macht sich der politische Klimawechsel bemerkbar und das schlechte Ansehen durch die Trennung und Scheidung der Gründungsfrauen sowie Karl Fröbels Ausscheiden.
- Nach ca. 2 ½ Jahren sehr erfolgreicher Arbeit endet das Projekt Hochschule für das weibliche Geschlecht in Hamburg.

Das Erstarken der politischen Reaktion und die Schwierigkeiten der Finanzierung waren, wie bereits festgestellt, die wichtigsten Gründe für das Scheitern dieses ersten und für die damalige Zeit revolutionären Projektes der Mädchen- und Frauenbildung. Der frühe Zeitpunkt des Projektes wird allerdings in der Literatur auch immer wieder als Grund genannt, die Zeit war allem Anschein nach noch nicht reif für ein solch bahnbrechendes und beispielgebendes Vorhaben. Eine wesentliche Rolle hat sicher auch das Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichen Anforderungen und persönlichen Bedürfnissen gespielt, auf der einen Seite das bürgerliche Frauenideal, das die Stellung der Frau und Mutter in der Familie festgeschrieben hat, und auf der anderen Seite die individuellen Bedürfnisse der Frauen nach Bildung und ihre Wünsche zur Entfaltung ihrer Fähigkeiten auch außerhalb der Familie. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die dazugehörigen familiären und sozialen Anforderungen erschwerten die Frauenbildung und Frauenförderung in erheblichem Maße und das Erstarken der politischen Reaktion verunmöglichte die Aufrechterhaltung dieses in seiner Zeit revolutionäreren Projektes der Mädchen- und Frauenbildung.

Das Vorhaben selbst ist zu diesem frühen Zeitpunkt gescheitert, aber einzelne daran beteiligte Personen haben die Ideen weitergetragen und neue Impulse gesetzt (Bertha Ronge, Margaretha Schurz, Emilie Wüstenfeld), in anderen Ländern und zu einem späteren Zeitpunkt. Nicht zuletzt hat die bürgerliche Frauenbewegung mit ihren Protagonistinnen in Hamburg und in ganz Deutschland dazu beigetragen, dass Bildung für Mädchen und Frauen ermöglicht wurde und zunehmend Frauen aus dem Schatten der Familie herausgetreten sind.

Abschließend kommt noch einmal Malwida von Meysenbug mit einem längeren Zitat aus den *Memoiren* zu Wort. Damit richtet sich der persönliche Blick einer

elaborierten Schülerin auf die Hamburger Hochschule für das weibliche Geschlecht und in der klaren und anschaulichen Sprache von Malwida von Meysenbug wird weibliche Geschichte des 19. Jahrhunderts für uns wieder lebendig:

„Ich hatte der Frau des Professors, Karl Fröbel, der der Hochschule vorstand, geschrieben, um sie wegen der Möglichkeiten der Aufnahme usw. zu fragen. Sie hatte mir geantwortet, ich solle so bald als möglich kommen. Meine Mutter, und meine Schwester begleiteten mich nach Hamburg, wo sich das Institut befand. Ich ließ sie im Gasthof und begab mich allein in die Anstalt. Ein eigens, beinahe feierliches Gefühl erfasste mich, als ich die Schwelle des Hauses in dem ich ein neues Leben beginnen wollte, überschritt. Ich war keine junge Schülerin mehr, die Belehrung suchte für das kommende Leben; ich war ein gereiftes Wesen, das aus den Konflikten des Daseins zu der einzigen wahren Zuflucht flüchtet; zu einer edlen, fruchtbringenden Tätigkeit.

Der Professor und seine Frau empfingen mich mit solcher Herzlichkeit, daß ich mich gleich wie zu Hause fühlte. Es wurden mir fünf oder sechs junge Damen vorgestellt, alle längst der Schule entwachsen, die von auswärts gekommen waren, um hier ihre Bildung zu vollenden, und die im Hause wohnten. Am Abend machte ich auch die Bekanntschaft der eigentlichen Begründerin der Anstalt, von der ich schon so viel gehört hatte. Emilie Wüstenfeld war eine von den mächtigen Persönlichkeiten, die, zu scharf ausgeprägt, zunächst durch einige eckige und gleichsam absolute Seiten ihres Wesens auffallen, die aber durch nähere Bekanntschaft immer mehr Achtung und Liebe einflößen und wahrhaft mit ihren höher steigenden Zwecken wachsen. – Sie empfing mich auf das herzlichste, und indem sie mir ihre Pläne auseinandersetzte, ersah ich, daß meine Träume hier eine Form gewinnen würden. Die ökonomische Unabhängigkeit der Frau möglich zu machen durch ihre Entwicklung zu einem Wesen, das zunächst sich selbst Zweck ist und sich frei nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten seiner Natur entwickeln kann – das war das Prinzip, auf das die Anstalt gegründet war. Man muss sagen, daß hier wie auch in anderen deutschen Städten der Gedanke der Emanzipation der Frau sich infolge der freien Bewegung in der Kirche entwickelt hatte. Die Freien Gemeinden, die sich zuerst von der katholischen, dann auch von der protestantischen Kirche unter dem Namen Deutsch-Katholiken, Lichtfreunde usw. trennten, hatten seit der Revolution von achtundvierzig einen mächtigen Aufschwung genommen. [...] In Hamburg hatte die Freie Gemeinde, durch Johannes Ronge in das Leben gerufen, zahlreiche warme Anhänger gefunden. Die Frauen, die die Hochschule begründeten, hatten aber eingesehen, daß es nicht genug wäre, den Frauen gleiche Rechte mit den Männern in der Gemeinde zuzugestehen, sondern daß man ihnen auch die Mittel reichen müsste, würdig, von diesen Rechten Gebrauch zu machen. Nun gab es eben für die Frauen wie für das Volk nur ein Mittel, die Freiheit zum Segen zu gestalten: Bildung. Die gewöhnliche, bis dahin allgemein angenommene Ansicht, daß die Erziehung des jungen Mädchens aufhöre, wenn sie die Schule verlässt, daß sie dann nichts zu tun hat, als in die Gesellschaft einzutreten, sich zu verheiraten und im besten Fall das häusliche Leben durch ihre Talente zu verschönern – diese Ansicht bedurfte einer gründlichen Reform. In der Hochschule wollte man also den Mädchen, die die Schule verlassen hatten, oder solchen, die, schon im reiferen Alter, noch das Bedürfnis fühlten, die Lücken in ihrer Bildung auszufüllen, die Gelegenheit geben, höhere Studien aller Art zu verfolgen, entweder zu dem Zweck, eine Spezialität zu ergreifen, oder nur, aus sich selbst ein vollendetes Wesen zu machen. Die Anstalt wurde von einer Anzahl Aktienbesitzer erhalten, deren größere Zahl verheiratete Frauen und Familienmütter waren, die in ihrer eigenen Erfahrung die Überzeugung geschöpft hatten, daß

das Leben noch eine andere Grundlage haben muss als die bloße Hingebung an ein anderes Wesen. Die Aktienbesitzer bildeten den großen Verwaltungsrat des Instituts; daneben bestand aber noch ein anderes Komitee, das über die inneren Fragen der Anstalt entschied, gebildet aus den Frauen, die den Grund zu der Anstalt gelegt hatten, und den Professoren, die darin Vorlesungen hielten. Die Überwachung des häuslichen Lebens war dem erwähnten Professor und seiner Frau anvertraut. Für die Vorlesungen waren die ersten Gelehrten der Stadt gewonnen worden. Im Anfang hatten diese Herren wenig Vertrauen in die Sache gehabt, weil sie an der Ausdauer und Energie der Frauen bei ernsteren Studien zweifelten. Sie hatten den Versuch nur aus Achtung und Freundschaft für die edlen Unternehmerinnen, besonders für Emilie, gewagt. Aber schon als ich ankam, fand ich ihr Interesse sehr lebendig, und es steigerte sich immer mehr, je mehr sie den Eifer ihres Auditoriums und die Fähigkeiten, die sich überraschend kundtaten, sahen. Als ich mich am ersten Abend in das mir bestimmte Zimmer zurückzog, fühlte ich, daß ich den wahren Übergang zu einem neuen Leben gefunden hatte. Am folgenden Tag führte ich meine Mutter und Schwester in das Institut und hatte die Befriedung, sie zufriedener damit zu sehen, als ich zu hoffen gewagt hatte. Nach einigen Tagen schiedens Sie, und ich blieb allein – allein zum erstenmal im Leben, entschied, mir meinen Weg zu bahnen ohne andere Führer als mein Gewissen, ohne andre Stütze als meine Arbeit, ohne andere Belohnung als die Achtung derer, die mich so achten wollten, wie ich war.

Ich machte die Bekanntschaft der Professoren, die die Vorlesungen hielten. Zunächst wohnte ich allen Vorlesungen bei, um mir die auszusuchen, die mich am meisten interessieren würden. Ich war hochofret über den Ton, der dort herrschte. Die Lehrer bestanden darauf, daß man sie durch Fragen und Bemerkungen unterbreche, um das Studiums desto anregender zu machen und ihnen die Gewissheit zu geben, daß es nicht bloß totes Hören bleibe. Unter den Zuhörerinnen waren viele Freischülerinnen, denn es war ein Hauptzweck der Anstalt, dieselbe Wohltat der Bildung ohne Unterschied Reichen wie Armen zu gewähren. Diese Mädchen brauchten nur ein Examen zu bestehen und zu beweisen, daß sie genug elementare Kenntnisse besäßen, um den Vorlesungen folgen zu können. Die Vorlesungen wurden außerdem von vielen Damen der Stadt besucht, und es fand sich mitunter, daß Großmutter, Tochter und Enkelin zu gleicher Zeit am Lehrtsch saßen. Es wurde dem Wunsche der Professoren Folge geleistet, und oft entspannen sich lebhaft Verhandlungen, so daß die Vorlesungen nie monoton oder ermüdend wurden.

Bei dem Institut befand sich ein Kindergarten und eine Elementarklasse, wo die jungen Mädchen, die Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen werden wollten, praktische Übung fanden. Auch das System des Kindergartens, von dem genialen Friedrich Fröbel erfunden, hatte sich in Deutschland zugleich mit der politischen und religiösen Bewegung rasch entwickelt. Ich hatte davon reden hören, sah es aber hier zuerst in der Praxis und war entzückt davon. [...]

Die Lehrer, die anfangs so ungläubig gewesen waren, wurden immer begeisterter für ihre Aufgabe. Sie fanden eine viel regere Aufmerksamkeit und Empfänglichkeit unter dem weiblichen Auditorium, als sie je unter dem männlichen gefunden hatten, und die Fragen, mit denen man sie meist noch nach den Stunden bestürmte, zeigten ihnen, daß sie nicht ins Leere gesprochen hatten. Das Leben des Instituts beschränkte sich indes nicht bloß auf die Vorlesungen und das häusliche Zusammensein. Einmal in der Woche war auch eine gesellige abendliche Vereinigung. Auch hier herrschte ein neuer, belebender Ton: Freiheit ohne Ausgelassenheit, Geist ohne Affektation. Die Jugend umgab das Alter, um zu lernen durch Fragen und Hören. Die Bedeutenden gaben sich willig den Gesprächen hin, in denen man ihnen mit Ehrfurcht das Beste verlangte, was sie zu geben hatten. Ausgezeichnete Fremde,

die durch Hamburg kamen, ließen sich an diesen Abenden einführen, und es kam mehr als einmal vor, daß Literaten und Dichter ihre geistigen Produkte da vorlasen, ehe sie noch dem größeren Publikum übergeben wurden. Besonders schön waren die allgemeinen Besprechungen, die von Zeit zu Zeit über wichtige soziale Fragen stattfanden. Jemand aus der Gesellschaft stellte die Fragen von seinem Gesichtspunkt aus hin, und nun entspann sich die Diskussion, an der sich alle beteiligen konnten und bei der sich die Frauen und Mädchen, auch die schüchternsten, endlich gewöhnten, ihre Ansicht auszusprechen und sich so von der falschen Scham zu befreien, durch die so manches gute Wort oft ungesagt oder mancher noch unklare Gedanke unentwickelt bleibt.“<sup>38</sup>

#### **4. Protagonistinnen und Frauen, die beim ‚Hochschul-Projekt‘ eine Rolle gespielt haben als Gründerinnen, Förderinnen und Schülerinnen**

##### **Emilie Wüstenfeld (\*17.08.1817 Hannover †2.10.1874 Hamburg)**

Marie Emilie Wüstenfeld, geb. Capelle wuchs mit ihren drei Geschwistern in Hannover in einer Kaufmannsfamilie auf. Sie war das dritte Kind und hatte zwei ältere Brüder und eine jüngere Schwester. Ihr Vater, der Kaufmann Eberhard Capelle, starb, als Emilie fünf Jahre alt war. Die Mutter führte das Kaufmannsgeschäft mit Hilfe eines Geschäftsführers für den ältesten Sohn weiter und legte bei der Erziehung ihrer Töchter Emilie und Pauline großes Gewicht auf eine gediegene Schulbildung sowie soziales Engagement und die Beherrschung aller Haushaltsgeschäfte. Die schulische Ausbildung an einer Bürgerschule wurde ergänzt durch Privatunterricht in den Fächern Zeichnen, Musik und Fremdsprachen. Daneben wurde im Hause Capelle auf einen ungezwungenen und respektvollen Umgang zwischen den Geschlechtern geachtet. 1841 heiratete Emilie Capelle im Alter von 24 Jahren den aus Hann. Münden stammenden Kaufmann Julius Wüstenfeld und zog mit ihm nach Hamburg. Er galt dort bald als angesehener Kaufmann. Ihre Schwester Pauline heiratete fast zur gleichen Zeit Wilhelm Kortmann aus Dortmund und zog ebenfalls nach Hamburg. Das Verhältnis der Schwestern war sehr eng und Pauline stand ihrer Schwester bei allen Unternehmungen unterstützend und beratend zur Seite. Sie wurde z.B. Ehrenvorsitzende des ‚Frauenvereins zur Unterstützung der Armenpflege‘, den Emilie Wüstenfeld zusammen mit Charlotte Paulsen gegründet hatte. Nach dem Brand in HH 1842 zog die Familie Wüstenfeld in eine größere Wohnung am Holländischen Brook 15. Emilie Wüstenfeld bekam drei Kinder, die alle sehr kränklich waren. Durch die weltweite kaufmännische Tätigkeit ihres Mannes stellte Emilie Wüstenfeld schnell Kontakt zu anderen

Hamburger Kaufmannsfamilien und zu ausländischen Geschäftspartnern her. Im Hause Wüstenfeld wurde neben der üblichen Geselligkeit, die in Kreisen des gehobenen Bürgertums gepflegt wurde, auch über sozialkritische und revolutionär-liberale Themen diskutiert. Bei einer Gesellschaft lernte sie Bertha Traun kennen, die Frau eines Geschäftsfreundes ihres Mannes, und gemeinsam wurden sie begeisterte Anhängerinnen der deutsch-katholischen Gemeinde.

Nach dem Scheitern des Projektes ‚Hamburger Hochschule für das weibliche Geschlecht‘ hat Emilie Wüstenfeld noch viele wichtige Impulse für die Mädchen- und Frauenbildung in Hamburg auf den Weg gebracht. Am 3. November 1866 wurde beispielsweise der Paulsenstift gegründet (zusammen mit Charlotte Paulsen und anderen Frauen), der eine Armenschule für Mädchen betrieben hat. Am 18. Februar 1867 gründete sie zusammen mit anderen Frauen den ‚Verein zur Förderung der weiblichen Erwerbstätigkeit‘ und im gleichen Jahr am 1. Mai 1867 die Gewerbeschule für Mädchen. In Hamburg wird ihrer gedacht als eine zentrale Vertreterin der bürgerlichen Frauenbewegung, die wichtige Projekte der Mädchen- und Frauenbildung auf den Weg gebracht hat.<sup>39</sup>

### **Bertha Ronge, geb. Meyer, gesch. Traun (\*25.4.1818 HH †18.4.1863 FFM)**

Bertha (genannt Baba) Traun, geb. Meyer, erblickt am 25. April 1818 in Hamburg das Licht der Welt. Sie war das zweitälteste Kind des äußerst wohlhabenden Kaufmanns Heinrich Christian Meyer und seiner Ehefrau Agathe Margaretha, geb. Beusch. Die Eltern stammten beide aus sehr bescheidenen Verhältnissen. Der ursprünglich bettelarme Heinrich Christian Meyer (1797–1848) hat sich in den 40er-Jahren zu einem der größten und reichsten Industriellen Hamburgs emporgearbeitet. Berthas Mutter starb im Alter von 40 Jahren an den Folgen der Geburt ihres elften Kindes, Margaretha. Mit 16 Jahren wurde Bertha auf ausdrücklichen Wunsch und Drängen des Vaters mit dem 14 Jahre älteren Fabrikanten Christian Julius Traun, dem Sozium ihres Vaters, verheiratet. Berthas Vater und ihr Ehemann betrieben eine Stock- und Fischbeinfabrik mit dem Kontor in der Neuenburg 15 direkt neben dem Kontor von Julius Wüstenfeld. Dem Ehepaar Traun wurden sechs Kinder geboren. Ein Kind starb im Alter von 11 Jahren. Die junge und wohlhabende Ehefrau engagierte sich in mehreren Frauen-Vereinen der Hansestadt, gemeinsam mit Emilie Wüstenfeld und anderen aktiven Frauen. Die praktizierende (evangelische) Christin fühlte sich immer mehr von der deutschkatholischen Bewegung angesprochen sowie von den Ideen des Pädagogen Friedrich Fröbels.

Im Dezember 1846 versammelten sich im Hause der 28-jährigen Bertha Traun Emilie Wüstenfeld, Amalie Westendarp, Bertha Trauns jüngste Schwester Margaretha und weitere 30 interessierte Frauen zur Gründung des ‚Vereins der Frauen und Jungfrauen zur Unterstützung und Förderung der Deutschkatholiken‘, dessen Ziel es u.a. war, die Anerkennung durch den Hamburger Senat für die freireligiöse Gemeinde zu erreichen. Seit 1848 war sie Mitglied des ‚Socialen Vereins Hamburger Frauen zur Ausgleichung konfessioneller Unterschiede‘, der die Abschaffung der Ungleichbehandlung jüdischer Bürger anstrebte. In vielen Vorträgen, insbesondere vor freireligiösen Gemeinden, warb sie für die Errichtung von Fröbel-Kindergärten. Auch bei der Gründung und Realisierung des Projektes Hochschule für das weibliche Geschlecht spielte Bertha Traun eine zentrale Rolle. Schließlich sorgte u.a. auch ihre Scheidung für die Diskreditierung des Projektes.

Bertha Traun vertrat wie auch ihre Freundin Emilie Wüstenfeld die Auffassung, dass eine Ehe nur dann auch sittlich zu Recht bestehen könne, wenn das Ehepaar sich in seiner Gesinnung ergänzt und übereinstimmt. Bertha verliebte sich in Johannes Ronge und trennte sich von ihrem Mann. Mit dreien ihrer Kinder (die drei älteren blieben bei ihrem Mann in HH) folgte sie im Oktober 1850 dem exkommunizierten Priester nach London ins Exil. Dort heirateten die beiden am 5. August 1851. Bald darauf kam die gemeinsame Tochter Marie zur Welt. Bertha bat ihre jüngere Schwester Margaretha nach Beendigung des Hochschulprojektes in Hamburg nach London zu kommen, um ihr dort zu helfen.<sup>40</sup> Margaretha lernte dort ihren späteren Ehemann, den Revolutionär Carl Schurz kennen. Das Ehepaar Ronge unterstützte sich in England gegenseitig. Sie half ihm bei der Gründung von freireligiösen Gemeinden, er unterstützte sie in ihrem Einsatz für die Idee des Kindergartens und der Fröbelpädagogik. 1861 kehrte Bertha mit Johannes Ronge nach Deutschland zurück und starb wenig später, 1863, in Frankfurt.<sup>41</sup>

Bertha Ronge setzte sich ihr ganzes Leben für die Erziehungsideen Friedrich Fröbels, für die freireligiösen Gedanken Johannes Ronges und für die Rechte der Frauen ein, so ist es u.a. ihrem unermüdlichen Engagement zu verdanken, dass die Pädagogik Friedrich Fröbels und seine Idee des Kindergartens Mitte des 19. Jahrhunderts in England Fuß fassen konnte.<sup>42</sup>

### **Johanna Goldschmidt, geb. Schwabe (\*11.12.1806 Bremerlehe †10.10.1884 HH)**

Johanna Goldschmidt wurde als viertes Kind von sieben Kindern des jüdischen Kaufmanns Marcus Hertz Schwabe und seiner Ehefrau Henriette geboren. Die Familie lebte seit 1812 in Hamburg. Johanna wuchs auf in der liberalen Atmosphäre

des Reformjudentums und erhielt Privatunterricht. Zunächst von der Mutter, dann von einer Hauslehrerin in Sprachen, Handarbeiten und Religion. Sehr viel Wert wurde auf ihre musikalische Ausbildung gelegt, sie spielte Klavier, Geige und Harfe und hatte eine gute Gesangsstimme. Am 9.9.1827 heiratete sie den ebenfalls dem Reformjudentum angehörenden Kaufmann Moritz David Goldschmidt, der aus einer Frankfurter Bankiersfamilie stammte. 8 Kinder gingen aus dieser Ehe hervor. Johanna Goldschmidt veröffentlichte 1847 anonym *Rebekka und Amalia. Briefwechsel zwischen einer Israelitin und einer Adeligen über Zeit- und Lebensfragen*, worin sie die bedrückende Lage der Juden in Hamburg schilderte. Bereits dieser Roman enthielt Überlegungen zur Gründung eines interkonfessionellen Frauenbildungsvereins, der sich um die Interessen und die Bildung der wenig begüterten jüdischen und christlichen Frauen bemüht. Realisiert wurde dieser Plan im Frühjahr 1848 unter dem Eindruck der 1848er-Revolution, es gründete sich der ‚Frauenverein zur Bekämpfung und Ausgleichung religiöser Vorurteile‘. Der Verein löste sich allerdings bereits im folgenden Jahr wieder auf, da sich die beteiligten Frauen im Projekt ‚Hochschule für das weibliche Geschlecht‘ oder in einem Vorläufer des Hamburger Fröbelvereins engagierten.

Johanna Goldschmidt war sehr an pädagogischen Fragen und an der Bildung von Kindern und Frauen interessiert und hatte sich im Selbststudium mit Rousseau, Pestalozzi und schließlich Fröbel befasst. Sie stand 1848 mit Friedrich Fröbel in brieflichem Kontakt, lernte ihn bald auch persönlich kennen und setzte sich für die Gründung von Kindergärten ein. Vor allem ihre Initiative war es, die es 1849 ermöglichte, einen halbjährigen Lehrgang zur Ausbildung von 22 Kindergärtnerinnen in Hamburg zu realisieren. Dieses Projekt fand parallel zum Projekt Hochschule für das weibliche Geschlecht statt, für das sich vor allem Emilie Wüstenfeld und Berta Traun verantwortlich sahen. Das Engagement Johanna Goldschmidts galt auch weiterhin den Fröbelschen Ideen und der Gründung von Kindergärten. 1860 gründete sie zusammen mit weiteren bedeutenden Hamburger Persönlichkeiten den Hamburger Fröbel-Verein.<sup>43</sup>

### **Julie Adeline Volkhausen, geb. Voigt (\*1823 Solingen †1895)**

Julie Adeline Volkhausen, geb. Voigt, wurde 1823 in Solingen geboren und war die Tochter eines wohlhabenden Elberfelder Kaufmanns. Sie war Schülerin und Pensionärin der Hamburger Hochschule für das weibliche Geschlecht. Im Umfeld der deutschkatholischen freien Gemeinde Hamburgs lernte sie Carl Volkhausen kennen und heiratete ihn 1852. Carl Volkhausen arbeitete als Lehrer an der deutschkatholischen Schule der freien Gemeinden in Hamburg auf Vermittlung

von Malwida von Meysenbug. Malwida von Meysenbug war mit ihm befreundet und kannte ihn aus Detmold, in ihren Memoiren schrieb sie von ihm als ‚der Demokrat‘. Carl Volkhausen war mit Theodor Althaus befreundet und wie er Theologe. Nachdem er aufgrund seiner religiösen und politischen Einstellungen seine Stellung im Detmolder Gymnasium verloren hatte, vermittelte ihm Malwida von Meysenbug die Kontakte nach Hamburg.

Adeline Volkhausen gründete als Ausschussmitglied des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins 1866 einen Lokalverein in Hamburg, der aber bald einging.

Adeline Volkhausen war Schriftstellerin und Übersetzerin, deren Werke auch in Amerika gelesen wurden. In Leipzig erschien 1865 ein dreibändiger Roman *Der Tannenhof*. Auch war sie Autorin der *Gartenlaube*. So erschien dort 1872 im Heft 41 ein Bericht, „Brutus“ genannt, über die Erstürmung der Hauptwache in FFM durch Studenten und die Befreiung der dortigen Gefangenen, die dann nach England, Amerika und Holland ins Exil gegangen sind. 1867 folgte sie ihrem Mann nach Frankfurt am Main, wo er die Redaktion der *Frankfurter Zeitung* übernahm. Später lebten sie in Düsseldorf, wo Carl Volkhausen 1899 starb.

### **Margaretha Schurz, geb. Meyer (\*29.8.1833 HH †15.3.1876 St. Louis, USA)**

Agatha Margaretha Mayer wurde am 29. August 1833 in Hamburg ‚vor dem Damsthore‘ geboren. Ihr Vater, der einflussreiche und wohlhabende Kaufmann Heinrich Christian Meyer, die Mutter, Agathe Margaretha, geb. Beusch, starb einige Stunden nach der Geburt ihres elften Kindes – Agathe Margaretha. Margaretha wuchs wohlbehütet im Kreis ihrer Geschwister auf. Der stark politisch, sozial und religiös interessierte Vater prägte in jeder Hinsicht seine jüngste Tochter, die sehr früh großes Interesse für politische, soziale und religiöse Fragen entwickelte. Zur 15 Jahre älteren Schwester Bertha bestand eine intensive Beziehung.

Als im Januar 1850 in Hamburg die ‚Hochschule für das weibliche Geschlecht‘ eröffnet wurde, entschied sich die 16-jährige Margaretha Meyer für den Besuch dieser Institution. Nach Abschluss des Projektes ging sie nach London. Dort lebte seit 1851 ihre Schwester Bertha Ronge (geschiedene Traun), die den ersten Fröbelschen Kindergarten in Großbritannien ins Leben gerufen hatte.<sup>44</sup>

Im Hause der Schwester lernte Margarethe Meyer den ‚1848-Revolutionär‘ Carl Schurz kennen und lieben. Die beiden heirateten am 6. Juli 1852 (Zivilehe). Noch im gleichen Jahr wanderte das junge Ehepaar nach Amerika aus. Dort angekommen kauften sie mit Margarethas Mitgift Land und ließen sich in Wauwatosa/Wisconsin nieder. Als dann die älteste Tochter drei Jahre alt war, eröff-

nete Margaretha 1856 nach Fröbels Vorbild in der ländlichen Kleinstadt Wattertown den ersten Kindergarten Amerikas. Es war ein deutschsprachiger Kindergarten. Über 60 Prozent der Einwohner Wisconsins sprachen damals deutsch. Bald nach Margaretha Schurz' Kindergartenründung wurden in anderen Städten Amerikas nach diesem Vorbild und von Schülerinnen Fröbels Kindergärten eingerichtet.

Nur wenige Jahre existierte der von Margaretha Schurz ins Leben gerufene Kindergarten, da die Familie, bedingt durch die politische Karriere von Carl Schurz (der u.a. etliche Jahre engster Vertrauter und Berater von Präsident Abraham Lincoln war), die kleine Stadt verließ. Doch die ‚deutsche Idee‘ wurde von Elizabeth Palmer-Peabody (1804–1894), die im Jahre 1860 in Boston den ersten Kindergarten für englischsprechende Kinder und 1873 die erste Monatszeitschrift für das Kindergartenwesen in Amerika den *Kindergartenboten* gründete, aufgegriffen und weitergetragen:

Die rasante Verbreitung des Kindergartens durch Elizabeth Palmer-Peabodys unermüdliches Engagement konnte Margaretha Schurz nicht mehr miterleben. Sie starb am 15. März 1876 in New York, drei Tage nach der Geburt ihres vierten Kindes. In Dankbarkeit und großer Verehrung für Margaretha Schurz hat Elizabeth Palmer-Peabody diese „immer wieder als die ‚brillante Kreuzritterin‘ und ‚Nestorin‘ der Kindergartenbewegung in den Vereinigten Staaten von Amerika bezeichnet.“<sup>45</sup> Und so ist Margaretha Schurz's Name bis zur Gegenwart mit dem amerikanischen Kindergarten verknüpft.“<sup>46</sup> Sie ist ein Beispiel dafür, dass Fröbels Kindergartenidee insbesondere von Frauen aufgegriffen und weit in die Welt getragen wurde.

\*\*\*

---

<sup>1</sup> Werner Broer: Malwida von Meysenbug – eine „aristokratische“ Demokratin. In: Staatsarchiv Detmold, Briefe als Zeugnisse eines Frauenlebens, Malwida von Meysenbug und ihre Korrespondenz, 2003, S. 48.

<sup>2</sup> Carl Ferdinand Julius Fröbel war einer der Neffen von Friedrich Wilhelm August Fröbel. Er wurde am 16.7.1805 in Griesheim/Thüringen geboren und starb in Zürich am 6.11.1893. Julius Fröbel studierte in München, Jena und Berlin Naturwissenschaften (Geologie und Mineralogie) und war in den 30er-Jahren in Zürich Professor der Mineralogie. Er war ein führender Politiker der demokratischen 1848er-Bewegung und Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung. Aufgrund politischer Verfolgung ging Fröbel nach Amerika ins Exil. Mit Malwida von Meysenbug führte er einen Briefwechsel, er lud sie nach Amerika ein, zunächst als demokratisch Gleichgesinnte, dann als mögliche Ehefrau. Vgl. auch Ruth Stummann-Bowert: Malwida von Meysenbug – Paul Rée: Briefe an einen Freund. Würzburg 1998, S. 15f.; Gisela Schwarz: Malwida von

- Meysenbug – Porträt einer Idealistin. In: Katharina Kaminski (Hrsg.): Die Frau als Kulturschöpferin. Zehn biographische Essays, Würzburg 2000, S. 37.
- <sup>3</sup> Bildunterschrift: „Die Schriftstellerin Malwida von Meysenbug (1816–1903) war Schülerin an der Hochschule für das weibliche Geschlecht in Hamburg“. Zit. n. Rita Bake und Kirsten Heinsohn: „Man meint aber unter Menschenrechten nichts anderes als Männerrechte“. Theodor Gottlieb von Hippel, 1793. Zur Geschichte der Hamburger Frauenbewegung und Frauenpolitik vom 19. Jahrhundert bis zur Neuen Hamburger Frauenbewegung Ende der 1960er Jahre. Landeszentrale für politische Bildung Hamburg 2012 (online unter: <https://www.hamburg.de/contentblob/4394696/3927375cf14c79e01d83de8f797f5522/data/man-meint-aber-unter-menschenrechten.pdf>).
- <sup>4</sup> Malwida von Meysenbug: Aus den Memoiren einer Idealistin. Verlag der Nation Berlin, o.J., Lizenz-Nr. 400/39/70. Hrsg. u. bearb. v. Fritz Böttger, S. 197–199.
- <sup>5</sup> Vgl. Sylvia Paletschek: Frauen und Dissens. Frauen im Deutschkatholizismus und in den freien Gemeinden 1841–1852. Göttingen 1990.
- <sup>6</sup> Vgl. Susanne Kortendick: Die Hamburger „Hochschule für das weibliche Geschlecht“ – eine Untersuchung zur frühen Geschichte der Erwachsenenbildung. Diplomarbeit im Fach Erziehungswissenschaft. Köln 1988, S. 27. Johannes Ronge (1813–1887) war katholischer Priester. Er schrieb im Oktober 1844 den sogenannten ‚Trierer Brief‘, durch den er berühmt wurde. Mit diesem Schreiben protestierte er gegen die damals stattfindende Ausstellung des heiligen Rocks von Trier, anlässlich derer ca. 600.000 Menschen nach Trier pilgerten. Als er sich weigerte, seine Aussagen zu widerrufen, wurde er exkommuniziert; noch Ende des Jahres 1844 gründete er in Breslau die erste deutsch-katholische Gemeinde.
- <sup>7</sup> Der Code Civil garantierte allen männlichen Bürgern gemäß den wesentlichen Forderungen der Französischen Revolution (*Liberté, Egalité, Fraternité* – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit) Freiheit für jeden, Gewerbefreiheit und freie Berufswahl, Abschaffung des Zunftzwangs, Gleichheit vor dem Gesetz, vollkommene Trennung von Staat und Kirche (*Laizismus*), Schutz des Privateigentums, Schaffung der juristischen Basis für die Marktwirtschaft, Aufzeichnung von Geburten und Todesfällen (Personenstandswesen).
- <sup>8</sup> Vgl. Jürgen Gebhardt: Die pädagogischen Anschauungen der Lichtfreunde und Freien Gemeinden. Ein Beitrag zur Einschätzung der kleinbürgerlich-demokratischen Bewegungen in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Erziehungs- und Schulgeschichte. Hrsg. v. der Kommission für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte der deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 4/1964. Berlin 1964.
- <sup>9</sup> Freireligiös ist im weitesten Sinne eine Haltung, die sich zur religiösen Bindung des Menschen bekennt, diese aber ‚frei‘, nach individuellem Gewissensentscheid wählen und auch von dogmatischem Zwang und institutioneller Bevormundung frei leben möchte. Den Freireligiösen geht es um eine vernunftorientierte Religion, frei von Zwang und Dogmen, in der sich Glaube und Wissen nicht widersprechen. Sie stehen damit in der Tradition der europäischen Aufklärung. Folgende Grundsätze kennzeichnen die Freireligiöse Bewegung: 1. Uneingeschränkter Gebrauch der Vernunft in der Religion statt Berufung auf äußere Autorität oder Überlieferung, 2. Völlige geistige Freiheit in der Religion statt Bindung an Dogmen und Bekenntnisse, 3. Großzügige Duldung verschiedener religiöser Ansichten und Gebräuche statt Beharren auf Einheitlichkeit in Lehre, Brauchtum und Verwaltung (vgl. Elke Gensler 1997, S. 8f., Freireligiöse Gemeinde Mainz, Selbstverlag, [www.freireligioese-gemeinde-mainz.de](http://www.freireligioese-gemeinde-mainz.de)).
- <sup>10</sup> Vgl. Paletschek 1990.

- <sup>11</sup> Zitat von Johannes Ronge (Straßburg, den 16. November 1849).
- <sup>12</sup> Diese Darstellung entspricht der Schilderung Malwida von Meysenbugs in ihren *Memoiren einer Idealistin*. Demnach hat Kurfürst Wilhelm II. ihr bei einem Besuch im Elternhaus Rivalier (vermutlich aufgrund des Versorgungswunsches des Vaters) die Anwartschaft in einem Fräuleinstift für adlige Damen in Aussicht gestellt. Durch die Erhebung der Familie in den erblichen Adelsstand als Rivalier von Meysenbug entsprach Malwida den Aufnahmekriterien für ein Fräuleinstift für adlige Damen. Karl-Heinz Nickel hat durch Quellenstudium in den Archiven Bückeburg und Marburg festgestellt, dass Malwida von Meysenbug zwar einen Antrag auf Aufnahme gestellt hat, dieser aber vom Minister Daniel Hassenpflug abgelehnt wurde mit der Berufung auf altes Recht und damit der Begründung, dass Malwida von Meysenbug nicht von Adel sei. „Malwida von Meysenbug hat nun am 27. März 1851 diese Anwartschaft dem Stift und das Stift dem Kurhessischen Innenministerium vorgelegt. Das von Minister Daniel Hassenpflug gegengezeichnete Reskript des *Ministeriums des Inneren*, vom 20. Mai 1851, lehnte jedoch die Aufnahme mit der Begründung ab, Malwida sei nicht von Adel und berief sich auf die alten Bestimmungen, die nach der Verfassungsurkunde vom 5. Januar 1831 allein Geltung hätten. [...] Malwida hatte also, den archivalischen Quellen zufolge, keine sichere Versorgung ausgeschlagen, sondern sie war abgelehnt worden. Folglich brauchte sie daraus keine Prinzipienfrage zu machen, alle, auch Aufregungen waren unbegründet.“ Karl-Heinz Nickel: Die religiöse Entwicklung Malwida von Meysenbugs in Kassel und Detmold 1816 bis 1850. In: Ders. (Hrsg.) *Malwida von Meysenbug – durch lauter Zaubergärten der Armida: Ergebnisse neuer Forschungen*. Kassel 2005, S. 117.
- <sup>13</sup> Annerose Kemp: Die Hamburger Hochschule für Frauen 1850/52 im Rückblick. In: *Frauenbildung/Bildungsfrauen: Wie wurde begonnen, was wurde gewonnen? Berichte vom 9. Luise-Otto-Peters-Tag 2001*. Leipzig 2002, S. 85.
- <sup>14</sup> „... das Jüdinnen begeistert die Gelegenheit ergriffen, gesellschaftlichen Kontakt zu nichtjüdischen Frauen aufzunehmen, da man bislang ‚in schroffer Trennung‘ lebte.“ Christliche und jüdische Männer hatten über ihre Kontakte als Kaufleute bereits eine Annäherung vollzogen „als am 23. Februar 1849 erneut die Emanzipation der Hamburger Juden proklamiert wurde, bereiteten die christlichen Vereinsmitglieder den Jüdinnen im Hause der christlichen Philanthropin Emilie Wüstenfeld ein Freudenfest. In gehobener Stimmung wurde beschlossen, dass sich der Verein als ‚sozialer Verein‘ der Verbreitung von Kindergärten widmen sollte.“ Irmgard Maya Fassmann: *Jüdinnen in der deutschen Frauenbewegung 1865 bis 1919*. Hildesheim 1996, S. 140f. Zit. n.: Kemp 2002. Kemp bezieht sich auf einen Artikel von Heriette Goldschmidt: Die Hochschule für das weibliche Geschlecht in Hamburg. In: *Neue Bahnen* Nr. 19 vom 1. Oktober 1898, S. 117–200.
- <sup>15</sup> Vgl. Bake/ Heinson 2012, S. 33. Dort zitiert: Ingeborg Grolle: *Demokratie ohne Frauen in Hamburg um 1848*. Hamburg 1988, S. 12f.
- <sup>16</sup> *Abbildungen im Staatsarchiv Hamburg* laut Elke Kleinau und Claudia Opitz (Hrsg.): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, Band 2: *Vom Vormärz bis zur Gegenwart*. Frankfurt 1996, S. 655.
- <sup>17</sup> Vgl. Ann Taylor Allen: „Geistige Mütterlichkeit“ als Bildungsprinzip. Die Kindergartenbewegung 1840–1870. In: Kleinau/Opitz (1996) (Hrsg.), S. 19–34.
- <sup>18</sup> So wurden in Breslau, Hamburg, Nordhausen, Nürnberg und Schweinfurt Kindergärten eröffnet. Diese waren ökumenisch ausgerichtet, sowohl christliche, freikirchliche wie

auch jüdische Anhänger von Religionsgemeinschaften wurden angesprochen. Auch ermöglichten die Frauenorganisationen durch Stipendien einigen armen Kindern den Kindergarten zu besuchen. Die Kindergärtnerinnen wurden in privaten Instituten ausgebildet und in Kursen, die von Fröbel selbst oder seinen Schülern und Schülerinnen geleitet wurden.

- 19 M. Baader: „Alle wahren Demokraten tun es“. Die Fröbelschen Kindergärten und der Zusammenhang von Erziehung, Revolution und Religion. In: Chr. Jansen und M. Mergel (Hrsg.): Die Revolution von 1848. Erfahrung – Verarbeitung – Deutung. Göttingen 1998, S. 219.
- 20 Kemp 2002, S. 89.
- 21 Luise Otto-Peters: Das Recht der Frauen auf Erwerb. Blicke auf das Frauenleben der Gegenwart. Hamburg 1866, S. 99.
- 22 1863 gründete sich in Thüringen der erste regionale Fröbelverein, der sich hauptsächlich aus Lehrern zusammensetzte und sich für die Integration von Kindergartengruppen in das Schulsystem aussprach. 10 Jahre später gründete sich die Deutsche Fröbel-Gesellschaft, die sich ebenfalls für die Aufnahme von Kindergartenklassen in das öffentliche Schulsystem einsetzte. Allerdings wurde die Entwicklung und Verbreitung des Fröbelschen Kindergartens durch den anhaltenden Konservatismus der deutschen Gesellschaft stark eingeschränkt. Religionsgemeinschaften kontrollierten auch weiterhin die meisten Vorschuleinrichtungen. Von der öffentlichen Hand finanzierte Kindergärten in deutschen Städten wurden Wohlfahrtssystemen und nicht Schulsystemen unterstellt (Subsidiaritätsprinzip). Deutschland bot daher im Vergleich zu anderen Ländern nur wenige Erwerbsmöglichkeiten für Frauen in den Kindergärten.
- 23 Auszug aus einem Briefe des Herrn Prof. Karl Fröbel in Zürich, d. 2. May 1849, in StAHmb, Familienarchive, Archiv Emilie Wüstenfeld Nachlaß 5. Hamburger Bildungsverein deutscher Frauen und Hochschule für das weibliche Geschlecht, 1849–1852. Zit. n.: Kleinau/Opitz (1996) (Hrsg.).
- 24 Vgl. Eduard Spranger: Die Idee einer Hochschule für Frauen und die Frauenbewegung. Leipzig 1916.
- 25 Ebd., S. 29.
- 26 Haus am Holländischen Brook 25, Zeichnung von Edda Tesdorpf 1884. Bei Bake/Heinsohn 2012 lautet die Bildunterschrift für die Zeichnung: „Am Holländischen Brook 25 – in der heutigen Hafen City – befand sich die Hochschule für das weibliche Geschlecht.“
- 27 Brief von Emilie Wüstenfeld an Emma Isler. Zit. n. Marie Kortmann: Emilie Wüstenfeld. Eine Hamburger Bürgerin. Braunschweig 1927, S. 32f.
- 28 Zit. n. Karl Fröbel und Johanna Fröbel, geb. Küstner: Hochschulen für Mädchen und Kindergärten [...]. Hamburg 1849, S. 59f.
- 29 Fröbel/Fröbel 1849.
- 30 Marie Kortmann: Aus den Anfängen sozialer Frauenarbeit. In: Die Frau, hrsg. v. Helene Lange, Heft 7, April 1913, 20 Jg. Berlin, S. 428.
- 31 Marie Müller: Frauen im Dienste Fröbels. Zu Wilhelmine Hoffmeister, Bertha v. Marenholtz-Bülow, Henriette Schrader-Breymann, Henriette Goldschmidt. Leipzig 1929, S. 151f.
- 32 Zit. n. Manfred Berger: Frauen in der Geschichte des Kindergartens. Ein Handbuch. Frankfurt 1995, S. 22.

- <sup>33</sup> Sabine Hering-Zalfen: Über die Schwierigkeiten, eine Hochschule zu gründen – Fröbel und die Frauenhochschule von 1850. In: Sozialpädagogik im Wandel. Friedrich Velten zum Abschied. Kassel 1984.
- <sup>34</sup> Vgl. Friedrich Adolph Wilhelm Diesterweg: Der Frauenbildungsverein in Hamburg. In: Ders.: Sämtliche Geographie, französische Literatur, allgemeine und deutsche Geschichte. Der Prediger der deutschkatholischen freien Gemeinde Georg Christian Weigelt (geb. 1816) lehrte astronomische Geographie, Joachim Steetz (geb. 1804), Arzt und Naturwissenschaftler, gab Botanik, Dr. Carl Bernhard Wiebel (geb. 1808), Lieblingslehrer Malwida von Meysenbugs, seit 1837 Prof. am akademischen Gymnasium, Dr. Anton Rée, Direktor der israelitischen Freischule, eine 1815 gegründete Armenschule für jüdische Knaben.
- <sup>35</sup> „[...] indem ich diesen völlig erwachsenen, z.T. älteren Damen als ich, keineswegs als Erzieherin gegenüber stehe ... Meine jetzige Stellung ist aber umso ungünstiger als möglich für mich, da die gegenwärtigen Hochschülerinnen sich eine völlig freie Stellung ausbedungen haben, ich aber durch meinen Kontrakt wie durch meine Abhängigkeit von dem Verwaltungsausschuss in einer völlig beschränkten und abhängigen Lage bin [...].“ Auszug aus einem Brief von Johanna Fröbel an den Verwaltungsrat der Hochschule für das weibliche Geschlecht 1849. Zit. n.: Kleinau/Opitz (1996) (Hrsg.).
- <sup>36</sup> Zit. n. Kleinau/Opitz (1996) (Hrsg.), S. 79f.
- <sup>37</sup> Zit. n. ebd., S. 81.
- <sup>38</sup> Meysenbug: Aus den Memoiren einer Idealistin, S. 203ff.
- <sup>39</sup> Vgl. Kortmann 1927.
- <sup>40</sup> In London gründete sie mit Johannes Ronge eine freireligiöse Gemeinde und in Manchester einen Kindergarten und eine Ausbildungsstätte für Kindergärtnerinnen. 1857 gründete sie das „Manchester Committee“ (später „Manchester Fröbel Society“) zur Verbreitung des Kindergartens. Mit Unterstützung ihres Mannes veröffentlichte sie einen Führer für Erzieher durch die Erziehungsideen Friedrich Fröbels. Auch in England warb sie durch Vorträge für die Einrichtung von Kindergärten. Nach ihrer Rückkehr nach Breslau versuchte sie auch dort einen Kindergarten zu gründen, scheiterte aber an der Geistlichkeit und gründete stattdessen eine Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen.
- <sup>41</sup> Im Jahre 1861 kehrte die Familie Ronge nach Deutschland zurück. Sie übersiedelte nach Breslau. Sofort versuchte Bertha Ronge, einen Kindergarten zu gründen. Jedoch die angestammte Geistlichkeit konnte die Errichtung verhindern. Daraufhin rief sie schließlich ein Kindergärtnerinnenseminar ins Leben und somit fanden in der schlesischen Stadt die Kindergärten Anerkennung. Im Jahre 1863 zog die Familie nach Frankfurt/Main. Dort starb die schon seit längerer Zeit schwerkranke Bertha Ronge am 18. April 1863. Beigesetzt wurde die Verstorbene auf dem Hamburger Friedhof zu St. Petri. 1908 ließ der Senator Heinrich Traun seine Mutter auf den Ohlsdorfer Friedhof umbetten.
- <sup>42</sup> Über ihr Wirken schrieb die bedeutende Fröbelexpertin Eleonore Heerwart, die selbst über 20 Jahre in England und Irland wirkte: „Dort (in London; M.B.) fing (1851; M.B.) Madame Ronge einen Kindergarten an; berühmte Männer wie Charles Dickens, machten ihren Einfluß geltend; man bewunderte die schöne, geistreiche Frau, wenn sie Vorträge hielt, und der Kindergarten kam in die Mode. Ein Herr aus Manchester lud sie ein, dorthin zu kommen; er schickte seine Kinder und ließ eine Verwandte bei Madame Ronge ausbilden, richtete dann für sie einen Kindergarten ein; zu ihr kam ich im April 1861“ (Heerwart 106, S. 84). Sie hielt viele Vorträge zur Fröbelpädagogik, in denen sie stets die „beaufsichtigende und bewahrende Betreuung des Kindergartens“ betonte.

Ferner organisierte Bertha Ronge in mehreren größeren Städten des Königreiches Ausstellungen zu Fröbels Spiel- und Beschäftigungsmaterialien, die der Begründer des Kindergartens zusammen das „Spiel- und Beschäftigungsganze“ nannte (vgl. Rogge 2000, S. 68ff.). Aber auch theoretisch setzte sie sich mit der Fröbelpädagogik auseinander. Zusammen mit ihrem Ehepartner publizierte sie 1855 in London eine (illustrierte) Schrift mit dem Titel: *A practical guide to the English Kinder-Garden for the use of mothers, nursery governesses and infant teachers being an exposition of Froebels system of infant training*. Das Buch „gibt eine erste orientierende Übersicht über Fröbels Spielmaterial und führt zugleich in den praktischen Umgang mit den 'Gaben' und Beschäftigungsmitteln ein. 67 Bildtafeln zeigen den Aufbau des Spielmaterials. Neben die 6 Gaben stellt Ronge folgende Reihenfolge von Beschäftigungen: Pappkurs, Legestäbchen, Erbsenarbeiten, Verschränkspäne, Papierflechten, -falten, -schneiden und -stechen, Zeichnen, Tonmodellieren und Malen. Eine Körperschule und eine Übersicht der Bewegungsspiele und Lieder (mit Melodien) schließen sich an“ (Heiland 1972, S. 154).

<sup>43</sup> Vgl. Berger 1995, S. 55f.; Inge Grolle: *Die freisinnigen Frauen*. Hamburg 2000, S. 49ff; Fassmann 1996, S. 37ff.

<sup>44</sup> „Bertha Ronge wirkte in ungezählten Vorträgen für Friedrich Fröbel, organisierte Ausstellungen über Fröbels Beschäftigungsmittel und veröffentlichte zusammen mit ihrem Mann das seinerzeit hochbeachtete Buch ‚Practical guide to the English Kinder-Garten‘“ (Thorun 1997, S. 124).

<sup>45</sup> Vgl. Manfred Berger: *Frauen in der Geschichte des Kindergartens: Margaretha Schurz*. In: *Das Kita-Handbuch*. Hrsg. v. Martin R. Textor und Antje Bostelmann (online unter: <https://www.kindergartenpaedagogik.de/fachartikel/geschichte-der-kinderbetreuung/manfred-berger-frauen-in-der-geschichte-des-kindergartens/399>).

<sup>46</sup> Ebd.

## **Lou Andreas-Salomé und Malwida von Meysenbug: Femme fatale und Femme inspiratrice<sup>1</sup>**

*Sabine Köttelwesch*

Die Begriffe *Femme fatale* und *Femme inspiratrice* sind nur eine Facette, wenngleich eine recht dominante, ihrer beider Persönlichkeit. So unterschiedlich deshalb ihr Leben verlief, so hatten sie doch auch vieles gemeinsam. Beide entstammten der Oberschicht, Lou Andreas-Salomés Vater war General am Zarenhof, Malwida von Meysenbugs Vater Staatsminister am Kurfürstlichen Hof in Kassel. Beide lebten ein selbstbestimmtes und unabhängiges Leben zu einer Zeit, als dies eher die Ausnahme war. Allerdings war es für die ältere Malwida von Meysenbug (1816–1903) weitaus schwerer, sich von der Familie zu lösen, als es dies für die jüngere und selbstbewusste Lou war. Beide hatten als Schriftstellerinnen Erfolg, Malwida von Meysenbugs Autobiografie *Memoiren einer Idealistin* war im 19. Jahrhundert ein Bestseller, wie wir heute sagen würden. Vor allem Lou faszinierte und fasziniert noch heute durch ihr unabhängiges Leben und durch ihre Freundschaften mit prominenten Männern des deutschen Geisteslebens. Aber auch Malwida von Meysenbug war und ist für viele durch ihre Freundschaften mit Literaten, Musikern, Künstlern und Gelehrten, die so ganz anderer Art als die von Lou waren, interessant.

Allerdings interessierten Lou Andreas-Salomé (1861–1903) die sozialen und politischen Verhältnisse – anders als bei der jungen Malwida von Meysenbug – nur am Rande. Der Frauenbewegung, eine der größten sozialen Bewegungen des 19. Jahrhunderts, hielt sie sich fern. Manchmal schrieb sie in deren Sinne, manchmal auch nicht – immer ging sie von ihrem individuellen Standpunkt aus. Obwohl sie ihr positiv gegenüberstand, ließ sich auch die eher stille und schöngestige Malwida von Meysenbug von der Frauenbewegung nicht vereinnahmen. Beide wirkten mehr durch ihre Schriften und durch das, was sie lebten.

1882 lernten sich beide Frauen in Rom kennen. Die 66-jährige Malwida von Meysenbug war längst arriviert, ihre *Memoiren einer Idealistin* waren 1869 zunächst anonym auf französisch, 1875/1876 dann in einer erweiterten Fassung auf deutsch erschienen und hatten sie bekannt gemacht. Sie war ihrer Gesundheit wegen nach Rom gezogen, da ihr dort das milde Klima besser bekam als das rauere deutsche. Es war (und ist) nur ein einfaches Mietshaus, in dem sie ihre Wohnung hatte, aber aus ihren Fenstern hatte man einen schönen Blick auf das nahegelegene

Colosseum. Dort empfing sie ganz in der Tradition der Berliner Salons von Henriette Herz (1764–1847) und Rahel Varnhagen (1771–1833) junge Künstler und Schriftsteller, so unter anderem auch Friedrich Nietzsche (1844–1900) und dessen Freund, den Privatgelehrten und späteren Arzt, Paul Rée (1849–1901).

Friedrich Nietzsche hatte Malwida von Meysenbug in Bayreuth kennen und schätzen gelernt. Beide verehrten Richard Wagner (1813–1883), aber auch sonst hatten sie sich viel zu sagen. Friedrich Nietzsche hatte bereits seine Schrift *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* veröffentlicht, die Malwida von Meysenbug begeistert gelesen hatte. Es kam zu weiteren Zusammentreffen, aus denen sich langsam eine Freundschaft entwickelte. Als ihm nun Malwida den Vorschlag machte, den Winter 1876/77 zusammen mit seinem Schüler Albert Brenner (1860–1938), später kam noch Paul Rée hinzu, in Sorrent zu verbringen, stimmte er begeistert zu. Beide erhofften sich in dem milden Klima eine Besserung seiner Migräne. Als Älteste und einzige Frau war Malwida von Meysenbug gewissermaßen der Mittelpunkt dieser ‚Wahlfamilie‘ und sie fand neben geistiger Anregung und menschlicher Nähe auch eine neue Aufgabe für sich selbst. Vielleicht ließe sich hier auch ihre Lieblingsidee verwirklichen, so schrieb sie, „[...] eine Art Missionshaus zu gründen, um erwachsene Menschen beiderlei Geschlechts zu einer freien Entwicklung edelsten Geistesleben zu führen, damit sie dann hinausgingen in die Welt, den Samen einer neuen vergeistigten Kultur auszustreuen.“<sup>2</sup>

Aber der so schön gesponnene Plan einer ‚Idealkolonie‘ scheiterte; Nietzsches Gesundheit hatte sich nicht gebessert. Nach einem dreiviertel Jahr (eigentlich wollte man ein Jahr zusammenbleiben) verließ er Sorrent, um sich zur Kur nach Bad Ragaz zu begeben. Später sagte Malwida von Meysenbug über diese Zeit, dass sie eine der schönsten ihres Alters gewesen sei. Verarbeitet hat sie sie in dem Kapitel „Episoden aus den Jahren 1876 und 1877“ im Nachtrag zu ihrem Buch *Memoiren einer Idealistin*, erschienen 1898.

Malwida von Meysenbug wurde 1816 als Tochter des 1825 geadelten späteren kurhessischen Staatsministers Carl Rivalier (1779–1847) und seiner Frau Ernestine, geb. Hansell (1784–1861), in Kassel geboren. Sie wuchs mit vielen Geschwistern in einer von der Mutter geprägten schönggeistigen Atmosphäre auf. Wegen der politischen Unruhen 1831 in Kurhessen, die auch die Familie Rivalier von Meysenbug nicht verschonten, zog die Mutter mit Malwida und ihrer jüngeren Schwester nach Detmold. Dort lernte Malwida den Theologiestudenten Theodor Althaus (1822–1852) kennen. Es war eine ganz andere Welt, in die er sie einführte. Sein radikales Denken fiel bei ihr auf fruchtbaren Boden. Den Gedanken der Volksbildung, die die Menschen befähigen sollte, ihre Rechte zu erkennen und am geistigen und politischen Leben teilzunehmen, diesen Gedanken dachte Malwida

von Meysenbug weiter und bezog ihn auch auf die Frauen. Es war ihr nicht einsichtig, weshalb die Hälfte der Menschheit von vornherein von einer vertieften Bildung, Selbstentfaltung und Teilnahme am öffentlichen und politischen Leben ausgeschlossen sein sollte. Es blieb nicht aus, dass sich Malwida in ihn verliebte. Aber Theodor Althaus entschied sich für eine andere. „Wenn Sie koketter gewesen wären – Sie hätten gewonnen“, schrieb er ihr.<sup>3</sup> Für Malwida war dies ein großer Schock, den sie lange nicht verwunden konnte.

Ihre Sympathien für die Märzrevolution von 1848 – sie konnte von der für die Damen reservierten Galerie aus am Vorparlament in der Frankfurter Paulskirche teilnehmen – brachte sie endgültig in Widerspruch zu ihrer Familie. Nach dem Scheitern der 1848er-Revolution studierte sie ab 1850 an der Hamburger Hochschule für das weibliche Geschlecht,<sup>4</sup> um Erzieherin zu werden, eine der wenigen Möglichkeiten für Frauen im 19. Jahrhundert, Geld zu verdienen und ein selbständiges Leben zu führen. Die Hochschule schloss schon 1852 und Malwida musste sich nach einer Einnahmequelle umsehen. Wegen ihrer politischen Kontakte wurde sie polizeilich geführt, und um einer drohenden Verhaftung zu entgehen, emigrierte sie nach London. Freunde hatten sie in letzter Minute gewarnt.

In London lebte sie in einem kärglichen Zimmer und versuchte, mit Übersetzungen ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie fand schnell Anschluss an die politische Emigrantenszene und wurde schließlich Erzieherin der beiden Töchter von Alexander Herzen (1812–1870), dem russischen Philosophen und Schriftsteller. Er war das uneheliche Kind eines russischen Adligen und einer Stuttgarterin. Als Kind der Liebe erhielt er den Nachnamen ‚Herzen‘. Herzen war sehr belesen und politisch interessiert. 1853 gründete er in London die Freie Presse Russlands, in der Schriften auf russisch ohne Zensur gedruckt wurden, und engagierte sich für die Verständigung der demokratischen Bewegungen Russlands und Polens. Sicherlich war er für Malwida ein interessanter Gesprächspartner; die beiden Töchter, insbesondere die jüngere Olga (1850–1953), hingen sehr an ihr. Sie fühlte sich wohl im kosmopolitischen Haushalt von Herzen.

Da lernte er eine andere Frau kennen, eine Russin. Malwida fühlte sich überflüssig, zumal diese auch noch versuchte, sich in die Erziehung von Herzens Töchtern einzumischen. Wieder einmal wurde ihr eine andere vorgezogen und wieder stürzte sie in eine schwere Krise. Malwida verließ London und zog nach Paris, diesmal jedoch nicht allein: Olga begleitete sie. So war ihr doch noch vom Traum einer Familie eine Tochter, eine ‚Wahltochter‘ geblieben, für Malwida von Meysenbug eigentlich der ideale Weg zur Mutterschaft, da sie dabei ihre jüngerliche

Unnahbarkeit nicht aufgeben musste.<sup>5</sup> 1873 heiratete Olga den französischen Historiker Gabriel Monod (1844–1912), der in Paris eine Professur innehatte. Sie und ihr Mann blieben Malwida von Meysenbug lebenslang verbunden.

1877 hatte sich Malwida von Meysenbug auf ärztliches Anraten hin endgültig in Rom niedergelassen. Bei durchreisenden Künstlern und Intellektuellen gehörte es zum guten Ton, bei Malwida von Meysenbug in der Via della Polveriera 6 vorbeizuschauen. So war auch die 21-jährige Lou von Salomé sehr gespannt auf die berühmte Frau, deren Memoiren sie schon gelesen hatte. Sie bewunderte ihren Widerstandsgeist, ihre Klugheit und den Mut, ihr Leben so zu gestalten, wie sie es für richtig hielt. Das war es, was auch sie wollte. Auch Malwida von Meysenbug fühlte sich zu Lou hingezogen. „Ich habe lange nicht eine so tiefe Zärtlichkeit für ein junges Mädchen gefühlt wie für Sie“, schrieb sie ihr. „Als Sie mir zuerst entgegenkamen, war es mir, als sähe ich meine Jugend auferstehen.“<sup>6</sup>

Lou Andreas-Salomé wurde 1861 als Louise von Salomé in Sankt Petersburg als sechstes Kind und einzige Tochter des Generals Gustav von Salomé (1806–1879) geboren. Ihr Leben war so bunt und ereignisreich, sie war ein Mensch so voller unterschiedlicher Facetten, dass hier nur auf die wichtigsten Menschen und Begebenheiten ihres Lebens eingegangen werden kann.

Der Vater, bei ihrer Geburt siebenundfünfzigjährig, hatte sich nach fünf Jungen leidenschaftlich ein Mädchen gewünscht und war völlig vernarrt in die Kleine. Sie fühlte sich von ihm beschützt, er erlaubte ihr vieles und ließ sie sich ohne große Einschränkungen entwickeln. Ihre Mutter, eine Deutsch-Dänin, war eher kühl. Bei Konflikten zwischen den beiden stand er stets seiner Tochter bei. Schon früh erkannte er die außerordentlichen Fähigkeiten seiner Tochter und ließ ihr eine ausgezeichnete Ausbildung zuteilwerden.

Im Gegensatz zu Malwida von Meysenbug, die sehr an ihrer Mutter hing und von deren Einfluss sie sich erst sehr spät lösen konnte, hatte Louise ein eher distanziertes Verhältnis zu ihrer Mutter. Wie distanziert es war, zeigt eine Begebenheit. Louise hielt sich mit ihrer Mutter zur Erholung in einem Seebad auf. Als sie diese im Wasser schwimmen sah, rief sie: „Mama, du könntest doch jetzt untergehen!“ Darauf erwiderte die Mutter, dass sie dann doch tot sei. Ungerührt versetzte das Kind: „Nitschewo!“<sup>7</sup>

Louise hatte früh gelernt, auf ihren eigenen Verstand und ihre eigene Wahrnehmung zu vertrauen. Vieles, was ihr die Erwachsenen vermittelten, überzeugte sie nicht, zum Beispiel die unterschiedliche Behandlung und Bewertung von Jungen und Mädchen. Sie fand es absurd, dass die Jungen als klüger galten, und ungerecht, dass sie sich mehr Freiheiten herausnehmen konnten. Sie war nicht bereit,

das für sich gelten zu lassen. Ihr Wahlspruch, für den sie sich schon früh entschieden hatte, lautete:

„Die Welt, sie wird dich schlecht begaben,  
 Glaube mir's!  
 Sofern du willst ein Leben haben,  
 Raube dir's!“<sup>8</sup>

Trotz dieses starken Vertrauens in sich selbst, war Gott ihr ständiger Begleiter. Für sie war er gütig und allwissend, nie tadelte er sie, immer hatte er Verständnis. Eigentlich stellte sie ihn sich wie ihren Vater vor. Jeden Abend vor dem Einschlafen sprach sie mit Gott, erzählte ihm vom Tag und was sie erlebt hatte. Bis es eines Tages für sie zur wohl einschneidendsten Erfahrung in ihrer Kindheit, zum „Ur-Schock“, kam. Ein Knecht hatte ihr von einem geheimnisvollen Paar erzählt, das vor ihrem kleinen Gartenhäuschen im Schnee gestanden hatte. Er hatte es jedoch nicht hineingelassen und eines Tages war das Paar nicht mehr da; nur noch die schwarzen Knöpfe vom Mantel der Frau und der zerbeulte Hut des Mannes lagen auf dem Platz. Louise war fassungslos. Was war geschehen? Sie wartete bis zum Abend, dann konnte sie ja Gott fragen. Aber er antwortete nicht. Für sie bedeutete dies, dass es keinen Gott geben könne. Es war das Ende ihrer Zwiegespräche mit ihm und das Ende der Geborgenheit für sie. Mit der Gottesfrage setzte sie sich fortan zeitlebens auseinander. Nicht von ungefähr trägt ihr erstes Buch den Titel *Im Kampf mit Gott*. Als sie es schrieb, war sie Anfang zwanzig.

1878, Louise war siebzehn Jahre alt, erkrankte ihr Vater schwer. Sie haderte mit Gott und der Religion, die ihr keine befriedigenden Antworten auf ihre Nöte geben konnten. Da traf sie auf Henri Gillot (1836–1916), den charismatischen, umfassend gebildeten Pastor der holländischen Gesandtschaft in St. Petersburg. In ihm fand sie einen Menschen, der ihre Fragen beantworten konnte und bei dem sie wieder die langersehnte Geborgenheit fand. Sie hatte ihm geschrieben und suchte ihn fortan heimlich auf. Natürlich war er von ihr, ihrer Wissbegierde und Intelligenz beeindruckt. Er unterrichtete sie nicht nur in Religionsgeschichte, sondern auch in Philosophie, Logik, Metaphysik, las mit ihr nicht nur die Klassiker der französischen und deutschen Literatur, sondern auch Kant, Kierkegaard, Leibniz, Fichte, Schopenhauer.

Aber Gillot missverstand ihre Anhänglichkeit. Der dreiundvierzigjährige Vater von zwei Töchtern wollte sich für sie scheiden lassen. Louise jedoch hatte in ihm Gott- und Vatersersatz gesucht und gefunden und lehnte den Heiratsantrag ab. In

ihrem Lebensrückblick schrieb sie: „Entschwand doch der geliebte Mensch damals genauso jählings der Anbetung, wie der Liebe Gott mir spurlos entschwinden war.“<sup>9</sup> Dies Ereignis, der Tod ihres Vaters und der nachfolgende Bruch mit der Kirche beendeten endgültig ihre Kindheit. Ihr war klar, dass sie Petersburg und ihre gewohnte Umgebung verlassen musste: Sie wollte studieren. Dies war damals für Frauen nur in Zürich möglich. Gillot unterstützte sie (eigentlich selbstlos) bei ihrem Vorhaben und konnte ihre Mutter davon überzeugen, wie wichtig es war, ihre Tochter zu fördern und auszubilden. Da Louise jedoch nicht konfirmiert war, verweigerte ihr die russische Regierung einen Pass. In einer besonderen Zeremonie holte Gillot dies nach. Dabei gab er ihr ihren Namen: Lou.

Nun konnten Mutter und Tochter ausreisen. Lou kümmerte sich wenig um die kosmopolitische Atmosphäre der Stadt; Zürich war damals Durchgangsort und Exil der unterschiedlichsten Menschen und Nationalitäten. Sie stürzte sich ins Studium und belegte Vorlesungen u.a. in vergleichender Religionswissenschaft und Kunstgeschichte. Dabei überanstrengte sie sich derart, dass sie an Bluthusten erkrankte und ihr Studium abbrechen musste. Die Ärzte rieten ihr zu einem Klimawechsel und im Januar 1882 reisten Mutter und Tochter nach Rom. Dort kam es zu dem bewussten Treffen mit Malwida von Meysenbug, eingefädelt von Lous Lehrer Gottfried Kinkel (1815–1882), einem Freund Malwida von Meysenbugs aus Londoner Tagen, der von Lous Gedicht *Lebensgebet* sehr beeindruckt war. Später schenkte sie es Nietzsche, der es auch vertonte.

„Gewiss, so liebt ein Freund den Freund,  
Wie ich Dich liebe, Rätselleben –  
Ob ich in Dir gejauchzt, geweint,  
Ob Du mir Glück, ob Schmerz gegeben.

Ich liebe Dich samt Deinem Harme;  
Und wenn Du mich vernichten musst,  
Entreiß mich Deinem Arme  
Wie Freund sich reißt von Freundesbrust.

Mit ganzer Kraft umfass ich Dich!  
Lass Deine Flammen mich entzünden,  
Lass noch in Glut des Kampfes mich  
Dein Rätsel tiefer nur ergründen.

Jahrtausende zu sein! Zu denken!  
Schließ mich in beide Arme ein:  
Hast Du kein Glück mehr mir zu schenken –  
Wohlan – noch hast Du Deine Pein.“<sup>10</sup>

Im März lernte Lou dann auf einer Abendgesellschaft Malwida von Meysenbugs Paul Rée kennen. Die beiden verstanden sich auf Anhieb; gleich nach ihrem ersten Zusammentreffen wanderten sie heftig diskutierend durch das nächtliche Rom. Lou war von Rées Forderung nach einer neuen Wissenschaft, der Psychologie, fasziniert. Mit Rée könnte sie ihren Traum einer Arbeits- und Lebensgemeinschaft verwirklichen, so dachte sie. Es war wirklich ein Traum: Sie träumte, berichtete sie später in ihrem Lebensrückblick, „von einer angenehmen Arbeitsstube voller Bücher und Blumen, flankiert von zwei Schlafstuben, und zwischen uns, hin und hergehend, Arbeitskameraden, zu heiterem und ernstem Kreis geschlossen.“<sup>11</sup>

Wer könnte aber noch mit ihnen in dieser Gemeinschaft leben? Vielleicht Malwida von Meysenbug als sog. ‚Anstandsdame‘? Diese lehnte jedoch ab. Das ganze Vorhaben erschien ihr doch zu unkonventionell. Schon die nächtlichen Spaziergänge Lous mit Paul Rée hatte sie scharf missbilligt. Malwida war noch ganz den Moralvorstellungen des 19. Jahrhunderts verhaftet und hat sich davon auch nie ganz lösen können. Lou jedoch war während der Regentschaft Zar Alexanders II. (1818–1881) aufgewachsen, der viele neuzeitliche Ideen umgesetzt hatte, allen voran die Gleichberechtigung der Frau in der Ausbildung. Sie empfand es daher als vollkommen normal, dass Frauen und Männer gemeinsam studierten und zusammenwohnten. Die meisten Russen teilten diese Auffassung allerdings nicht.

Nun wandte sich Rée an Friedrich Nietzsche, der schon viel, vor allem von seiner alten Freundin Malwida von Meysenbug, über Lou gehört hatte. Er war neugierig geworden und wollte Lou dringlichst kennenlernen. „Grüßen Sie diese Russin von mir [...]. Ich bin nach dieser Gattung von Seelen lüstern“,<sup>12</sup> schrieb er an Paul Rée. Sie trafen sich im Petersdom (Malwida hatte es Nietzsche verraten), wo Rée in einem Beichtstuhl zu arbeiten pflegte und wo ihn Lou zuweilen aufsuchte. „Von welchen Sternen sind wir hier einander zugefallen?“,<sup>13</sup> begrüßte Nietzsche sie. Er war gleich von ihr fasziniert und wollte sie, wie schon Paul Rée, ganz für sich gewinnen. Lou aber lehnte seinen Heiratsantrag – wie auch schon den von Rée – ab. Sie wolle unabhängig bleiben, begründete sie ihre Ablehnung. Die Idee einer Wohn- und Arbeitsgemeinschaft verfolgten Lou, Rée und Nietzsche indessen gegen alle Widerstände, vor allem vonseiten der Mutter Lous, weiter; bis es zum Bruch nach einem kurzen, intensiven, ganz dem Gedankenaustausch Lous mit Nietzsche gewidmeten Sommeraufenthalt in Thüringen kam. Lou schrieb darüber an Paul Rée: „[...] [I]n einer verborgenen Tiefe unseres Wesens sind wir weltenfern auseinander.“<sup>14</sup>

Aus der geplanten Dreisamkeit war nun eine Zweisamkeit geworden. Lou und Rée gingen nach Berlin und verwirklichten die Idee ihrer Wohn- und Arbeitsge-

meinschaft. Bald schon bildete Lou den Mittelpunkt eines Kreises junger Wissenschaftler und Dichter; beide reisten viel. Ein monatelanger Aufenthalt in der Nähe von Meran stabilisierte ihre Gesundheit so weit, dass ihre Husten- und Fieberanfälle aufhörten.

Im Herbst 1886 fand diese Zeit des gemeinsamen Lebens und Arbeitens ein jähes Ende, als Lou ihren späteren Mann Carl Friedrich Andreas (1846–1930) kennenlernte. Carl Friedrich Andreas war der Sohn eines persischen Fürsten und einer deutsch-malayischen Mutter. Er wuchs in Hamburg und der Schweiz auf, studierte u.a. persische Philologie und promovierte mit 22 Jahren an der Universität Erlangen. Als er Lou kennenlernte, war er 40 Jahre alt und verdiente sich mit Sprachunterricht seinen Lebensunterhalt. Für beide war die Begegnung lebensentscheidend. Schon bald gab Lou seinem Werben nach und willigte in eine Verlobung unter zwei Bedingungen ein: In der Freundschaft mit Paul Rée dürfe keine Veränderung eintreten und die Ehe dürfe sexuell nicht vollzogen werden. Rée wusste von dieser Vereinbarung nichts; er befürchtete, dass sich ihr freundschaftlich-geschwisterliches Verhältnis nicht aufrechterhalten lassen würde und brach daraufhin den Kontakt mit ihr ab. Unter diesem Verlust litt Lou zeitlebens. Später stürzte er bei einer Wanderung im Engadin in einer Gegend, in der er oft mit Lou war, tödlich ab.

1897, zehn Jahre nach der Eheschließung, lernte Lou den Dichter Rainer Maria Rilke (1875–1926) kennen. Er wurde zur größten Liebe ihres Lebens. Sie war es, die ihm den Namen ‚Rainer‘ gab, so wie Henri Gillot ihr den Namen ‚Lou‘ gegeben hatte.

Es war auch die Zeit der späten Freundschaft zwischen der nun über siebzigjährigen Malwida von Meysenbug und dem jungen Dichter Romain Rolland (1866–1944). Sie begann, als er sich für ein zweijähriges Stipendium in Rom aufhielt, und endete mit ihrem Tod 1903. Rolland zweifelte an seiner Berufung, da seine bisher von ihm verfassten Texte nicht publiziert wurden. Malwida las seine Schriften, sprach mit ihm darüber und ermutigte ihn in jeder Hinsicht. Wieder war da ein Mensch, ein ‚Wahlsohn‘, den sie unterstützen und mit dem sie sich geistig austauschen konnte. Was die beiden jedoch vor allem verband, war die Musik und besonders die von Richard Wagner.<sup>15</sup> Malwida ließ extra für ihn ein Piano in ihrer Wohnung aufstellen. Rolland beschreibt ihre Treffen in seinem „Dankgesang. Erinnerungen an Malwida“ so:

„Es war abends. Wir saßen an einem Tischchen im Winkel des Kolosseum-Fensters einander gegenüber, ich auf einem niedrigen Sofa, sie in einem großen Lehnssessel. [...] Auf dem Piano, das sie für mich gemietet hatte (denn sie war nicht reich genug, sich den Luxus eines

eigenen zu leisten) hatte ich soeben eine Stunde lang gespielt, eine Kantate von Bach, eine von Beethovens letzten Sonaten oder die Missa Solemnis. Kein Wort war gewechselt worden. Indem sie mich im Profil sah, beobachtete sie, wie sich das Drama der Musik hinter der durchsichtigen Hülle meines reglosen Gesichtes abspielte; und schweigend nahmen wir teil an der Passion Beethovens auf seinem Leidenswege. Der letzte Ton war verklungen. Ich erhob mich, nahm meinen Platz wieder ein in der Sofaecke und stützte mich mit den Ellenbogen auf den Tisch. Immer noch sprachen wir nicht. Unmöglich! Wozu auch, wenn man soeben alles gesagt hat mit der Musik!“<sup>16</sup>

Nach ihrem Tod begann er mit der Niederschrift seines wohl wichtigsten Werkes, dem *Jean-Christophe*, der Geschichte eines deutschen Musikers. Sie brachte ihm zahlreiche Preise und Ehrungen ein, u.a. erhielt er 1915 den Nobelpreis für Literatur.

So, wie Malwida von Meysenbug die Förderin Romain Rollands war, so anerkannte der einundzwanzigjährige Rilke von Anfang an die Überlegenheit der souveränen und weltgewandten Lou. Dass sie ihm nicht auf allen Gebieten überlegen war, konnte er nicht ahnen. Es ist anzunehmen, dass Rilke Lous erster Liebhaber wurde. 1899 bat sie ihn, sie nach Russland zu begleiten. Sie wollte das Land ihrer Kindheit mit und durch ihn neu erfahren. Auf dieser ersten Russlandreise begleitete sie noch Lous Ehemann. Sie besuchten den Dichter Leo Tolstoi (1828–1910) und später dann Lous Familie in St. Petersburg. Die Osternacht, die sie in Moskau erlebten, war für Lou und Rilke ein überwältigendes Ereignis, das für beide unvergesslich blieb. Nach dieser Russlandreise geriet Rilke in eine immer intensiver werdende Schaffensphase. In einer einzigen Nacht schrieb er den Text zum *Cornet* nieder, der – natürlich überarbeitet und ergänzt – 1906 unter dem Titel *Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke* publiziert und zum Kultbuch wurde. Lou verarbeitete ihre Russlandeindrücke in ihrem Russland-Tagebuch, das später unter dem Titel *Russland mit Rainer* erschien, und in ihrem Roman *Fennitschka*. Die beiden näherten sich in ihrer Ausdrucksform für kurze Zeit so weit an, dass das folgende Gedicht auch von Rilke sein könnte:

„Bist Du auch fern: ich schaue Dich doch an,  
Bist Du auch fern: mir bleibst Du doch gegeben –  
Wie eine Gegenwart, die nicht verblassen kann.  
Wie meine Landschaft liegst Du um mein Leben.

Hätt ich an Deinen Ufern nie geruht:  
Mir ist, als wüsst ich doch um Deine Weiten,  
Als landete mich jede Traumesflut  
An Deinen ungeheuren Einsamkeiten.“<sup>17</sup>

Die zweite Russlandreise unternahmen sie – diesmal allein – schon ein Jahr später. Diesmal jedoch leitete sie das Ende der Beziehung ein. Rilke, der sich bei Lou sicher fühlte und wohl alle Schutzmaßnahmen hatte fallen lassen, war den Eindrücken, die die Weiten Russlands auf ihn ausübten, zunehmend hilflos ausgeliefert; Ängste, die er nicht verarbeiten konnte, überfielen ihn. Lou merkte, dass sie ihm in diese Bereiche nicht folgen konnte und wollte. 1901 beendete sie die Beziehung. Erst einige Jahre später nahmen sie vorsichtig wieder Kontakt auf und trafen sich in Göttingen, wo Lous Ehemann an der Universität einen Lehrstuhl für Westasiatische Sprachen erhalten hatte. Rilke hatte inzwischen die Bildhauerin Clara Westhoff (1878–1954) in Worpsswede geheiratet und mit ihr eine kleine Tochter bekommen; ein Jahr später aber wieder sein altes Leben mit vielerlei Kontakten und Reisen aufgenommen. Bis zu seinem Tod im Jahr 1926 blieben sie freundschaftlich verbunden. Auch Lou knüpfte wieder an eine frühere Beziehung mit dem Arzt Friedrich Pineles (1868–1936), ihrem „Erdmann“, an. Für über ein Jahrzehnt wurde er ihr „Leibarzt“<sup>18</sup> und Reisebegleiter. Anfang der 1900er-Jahre erwartete sie ein Kind von ihm, stürzte jedoch unglücklich von einer Leiter und verlor es.

1911, Lou war 50 Jahre alt, begann ein ganz neuer Lebensabschnitt für sie. Mit ihrem derzeitigen Liebhaber, dem Arzt und Psychoanalytiker Poul Bjerre (1876–1964), nahm sie an einem Kongress für Psychoanalyse in Weimar teil und lernte Sigmund Freud (1856–1939) kennen, der eine große Wirkung auf sie ausübte. In seiner überragenden Persönlichkeit fand sie die Vaterfigur ihrer Kindheit wieder, an die sie sich gern angeschlossen hätte. Also schrieb sie nach dem Kongress an Freud, sie wolle nach Wien kommen und sich dem Studium der Psychoanalyse widmen. Leicht amüsiert erwiderte Freud, dass sie gern kommen und sich das Wenige, das in dieser Disziplin bisher erarbeitet worden sei, aneignen könne. Lou fuhr also nach Wien und bat Freud um Einführungsgespräche. Auf Spaziergängen und durch lange Gespräche (Lou war in Freuds Familie mit offenen Armen aufgenommen worden) ließ ihr Freud eine Art ‚Lehranalyse‘ zukommen. Als erste Frau nahm sie an den Treffen der sog. Mittwochs-Gesellschaft teil, zu der außer Freud u.a. auch Alfred Adler (1869–1936) und Carl Gustav Jung (1875–1961) gehörten. 1911 bzw. 1912 trennten sich Adler und Jung wegen ihrer unterschiedlichen Auffassungen von Freud. Lou blieb Freud und seiner Lehre treu, wohl auch weil ihr die Freudsche Triebtheorie mehr zusagte als z.B. Adlers Hinweis auf die soziale Verwurzelung des Menschen und die daraus erwachsenden Aufgaben. Diese ihre Treue ließ die Freundschaft zu Freud und später zu seiner Tochter Anna (1895–1987) noch enger werden.

Eigentlich war Lous bisheriges Leben eine Vorbereitung auf die Psychoanalyse. Während die mehr sozial und altruistisch denkende Malwida von Meysenbug

andere Menschen in den Mittelpunkt stellte, war für Lou ihr eigenes Ich, durch das sie ihre Mitmenschen erfuhr und begriff, das Wichtigste. Sie konnte sich ganz auf den Anderen einstellen und ihm bis in die feinsten Verästelungen des Denkens und Fühlens folgen; sie nahm sozusagen sein Wesen in sich auf und zog dann weiter, ihr „entriegelter Freiheitsdrang“<sup>19</sup> trieb sie weiter, ohne dass sie deshalb je Schuldgefühle hatte, wie Freud es einmal in einem Brief an sie formulierte. Ihr Antrieb war es, die Welt zu erfahren und geistig zu durchdringen.

Durch die Psychoanalyse hatte Lou zu einem Beruf gefunden. Denn noch gab es keine vorgeschriebene Ausbildung für Psychoanalytiker. Jeder, der belesen und aufnahmebereit war, konnte relativ schnell in die kleine Gruppe der „Seelenärzte“ aufgenommen werden. Lou eröffnete, nachdem sie von Freud grünes Licht dafür bekommen hatte, eine Praxis in ihrem Haus in Göttingen. Ihr Ruf als große „Versteherin“ sprach sich herum und die Zahl ihrer Klienten wuchs im Laufe der Jahre, sodass das Haus am Hainberg zu einem Zentrum der analytischen Therapie wurde. Hatte sie früher literarische Texte publiziert, so veröffentlichte sie jetzt eine ganze Reihe von psychoanalytischen Arbeiten. Wie Heidi Gidion, die Göttinger Lou-Kennerin, einmal sagte, kann sie nicht nur geflirtet haben, wenn man die große Anzahl ihrer Publikationen bedenkt.<sup>20</sup>

Wie aber stand es um die Ehe von Lou und Andreas? Sie hielt all die Jahre zu den Bedingungen, die Lou festgelegt hatte: keine körperliche Beziehung und völlige Freiheit für sie. Das Haus am Hainberg, Loufried genannt, war ihre Heimat, in die sie nach ihren ausgedehnten Wanderungen und Reisen immer wieder zurückkehrte. Später, als Lou nicht mehr reiste und in ihrer Praxis arbeitete, entstand eine große Nähe zwischen ihnen. Andreas starb 1930 im Alter von 84 Jahren an Krebs. Es ist anzunehmen, dass das kleine Mädchen, das Marie Stephan (?–1928), ihre Haushälterin, bekommen hatte, das Kind Andreas' war. Lou adoptierte sie später. Die junge Marie (1905–?) (sie hieß wie ihre Mutter) versorgte später mit ihrem Mann die alternde Lou, um die es immer einsamer wurde.<sup>21</sup> Die Göttinger, die sie früher gemieden hatte, mieden jetzt sie. Sie vermisste ihren Mann und die intensiven Gespräche mit ihm während der Tage eines Klinikaufenthaltes, als er sie täglich besuchte und sie jede Minute ihres Zusammenseins auskosteten.

Genau wie die alte Malwida von Meysenbug fesselte auch sie durch ihre faszinierende Persönlichkeit junge Menschen. 1931 lernte sie durch Zufall den Germanisten Ernst Pfeiffer (1893–1986), der für seinen Freund eine Analytikerin suchte, kennen. Ernst Pfeiffer kümmerte sich um Lou, las ihr vor, da ihre Augen immer schlechter wurden, und arbeitete mit ihr die Texte zu ihrer Autobiographie durch. 1932 übergab ihm Lou ihren gesamten Nachlass. 1951 gab Ernst Pfeiffer die Texte zu ihrem *Lebensrückblick* sorgfältig überarbeitet heraus. Lou starb am

5. Februar 1934 in ihrem Haus am Hainberg, 31 Jahre nach Malwida von Meysenbug, die am 26. April 1903 in Rom gestorben war.

\*\*\*

- 
- <sup>1</sup> Leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags, den die Verf. am 10. September 2014 anlässlich einer Veranstaltung der Malwida von Meysenbug-Gesellschaft in der Stadtbibliothek Kassel gehalten hat.
  - <sup>2</sup> Malwida von Meysenbug: Memoiren einer Idealistin und ihr Nachtrag: Der Lebensabend einer Idealistin. Berlin 1917. Band 2, S. 244.
  - <sup>3</sup> Hedwig Völkerling: Malwida von Meysenbug und Alexander Herzen im Spiegel der Briefe an ihre Familie. In: Jahrbuch der Malwida von Meysenbug-Gesellschaft 1996, S. 57.
  - <sup>4</sup> Vgl. dazu den Beitrag von Regina Kirsch in diesem Band.
  - <sup>5</sup> Vgl. Siegrun Kraschewski-Stolz: Malwida von Meysenbug – Realität und Idealismus des Weiblichen. In: Jahrbuch der Malwida von Meysenbug-Gesellschaft 1986, S. 31.
  - <sup>6</sup> Gunna Wendt: Lou Andreas-Salomé und Rilke – eine amour fou. Berlin 2010, S. 59.
  - <sup>7</sup> „Macht nichts“; S.K. Heinz F. Peters: Lou Andreas-Salomé. Das Leben einer außergewöhnlichen Frau. München 1994, S. 26.
  - <sup>8</sup> Zit. n. Wendt 2010, S. 46.
  - <sup>9</sup> Zit. n. ebd., S. 44.
  - <sup>10</sup> Tine R. Völcker: Lou Andreas-Salomé. Ein Analyse-Poem in drei Sitzungen. Göttingen 2013/14, S. 41 (= Programmheft der Göttinger Uraufführung vom 25. April 2014).
  - <sup>11</sup> Zit. n. Wendt 2010, S. 62.
  - <sup>12</sup> Zit. n. ebd., S. 15.
  - <sup>13</sup> Zit. n. ebd., S. 65.
  - <sup>14</sup> Friedrich Nietzsche, Paul Rée, Lou Andreas-Salomé. Die Dokumente ihrer Begegnung. Hrsg. v. Ernst Pfeiffer. Frankfurt 1970, S. 181.
  - <sup>15</sup> Vgl. dazu den Beitrag von Eva Rieger und Dagny Beidler in diesem Band.
  - <sup>16</sup> Romain Rolland – Malwida von Meysenbug. Ein Briefwechsel. Hrsg. v. Berta Schleicher. Stuttgart 1946, S. 12f.
  - <sup>17</sup> Zit. n. Wendt 2010, S. 105.
  - <sup>18</sup> Wendt 2010, S. 98.
  - <sup>19</sup> Gespräch mit Dr. Heidi Gidion anlässlich der Theateraufführung in Göttingen im April 2014.
  - <sup>20</sup> Ebd.
  - <sup>21</sup> Die Großnichte der jungen Marie, Frau Gudrun Bautzmann, hat in ihrem Haus am Hainberg in Göttingen ein Museumszimmer mit Gegenständen aus dem Nachlass von Lou Andreas-Salomé eingerichtet. Besichtigungen sind nach Absprache möglich. Das Haus selbst konnte von der Familie nicht mehr gehalten werden und wurde 1974 abgerissen.

# Kampf für Rechte und Gerechtigkeit – ein Hindernislauf<sup>1</sup>

Marlis Wilde-Stockmeyer, Ute Giebhardt

## 1. Malwida von Meysenbugs Kampf für mehr Rechte von Frauen

Ich konzentriere mich auf zwei Aspekte: 1. Wie kam es zu der ungewöhnlich eigenständigen Entwicklung einer Frau im Kontext des 19. Jahrhunderts? Könnte sie noch heute ein Vorbild sein? 2. Welche fortschrittlichen, revolutionären Positionen entwickelte sie? Und das fast immer im Widerspruch zum Mainstream und zu ihrer Familie.

### Wie war die Situation im 19. Jahrhundert für Mädchen und Frauen?

Fanden sie sich als Schülerinnen in der Schule, als Studentinnen auf der Universität wieder? Fehlanzeige. Erziehung und Bildung fanden im familiären Umfeld statt mit dem Ziel der Heirat. Die Ehe war das Ziel:

- \* für die finanzielle Absicherung
- \* für den rechtlichen Schutz
- \* für die gesellschaftliche Stellung

und damit verbunden die völlige Abhängigkeit vom Ehemann. Der dafür verwendete Begriff ist die ‚Konvenienzehe‘. Damit ist die ‚standesgemäße‘ Heirat, die Rücksicht auf die herrschenden Konventionen gemeint.

Eine Berufstätigkeit der Ehefrau war unmöglich, für unverheiratete Frauen gab es die Möglichkeit als Gouvernante zu arbeiten. Scheidungen waren verpönt, da diese Ehen auf einem so hohen Sockel standen. Am schlimmsten aber wurden uneheliche Kinder empfunden, auf einen solchen ‚Fehltritt‘ der Frauen folgte normalerweise die gesellschaftliche Ächtung der Frau und Mutter.

Mit der hier beschriebenen Funktion der Mädchenerziehung, der Konvenienzehe und der Verachtung unehelicher Kinder wird sich Malwida von Meysenbug später in England intensiv auseinandersetzen. Ihre dortigen Beobachtungen und Erfahrungen fließen ein in den Roman: *Florence. Roman aus dem viktorianischen England*,<sup>2</sup> den sie 1860 in England beendet hat. Es ist ein sehr kritischer Bildungs-, Entwicklungs- und Gesellschaftsroman.

## Wie sah es im öffentlichen Bereich aus?

Das Wahlrecht existierte nicht für Frauen, öffentliche Ämter waren den Männern vorbehalten. Es ist notwendig zu betonen, dass sich diese Aussagen überwiegend auf Mädchen und Frauen der bürgerlichen bzw. adligen gesellschaftlichen Schicht beziehen. Mädchen und Frauen der Unterschicht hatten völlig andere Lebensumstände. Neben der Arbeit als Dienstmädchen und in der Heimarbeit kam im Zuge der Industrialisierung im 19. Jahrhundert immer stärker die Arbeit in den Fabriken dazu.

## Einige notwendige biographische Angaben zu Malwida von Meysenbug<sup>3</sup>

Geboren am 28. Oktober 1816 als Malwida Rivalier in Kassel, gestorben am 26. April 1903 in Rom. Sie ist also bürgerlich geboren, als neuntes von 12 Kindern. Väterlicherseits ist sie hugenottischer Abstammung. Durch die bedeutende Stellung des Vaters, als Jurist kurhessischer Geheimer Kabinettsrat und später Minister beim Kurfürsten, kam die Familie auch mit dem Adel in engen Kontakt. 1825 erhob der Kurfürst Wilhelm II. Malwidas Vater in den erblichen Adel: Rivalier von Meysenbug. Ihre Mutter Ernestine erhielt als Vollwaise im Hause derer von Riedesel eine umfassende, humanistische Bildung.

Trotz des gebildeten familiären Umfelds erhielt Malwida im Gegensatz zu ihren Brüdern nur eine häusliche Erziehung und Bildung durch Hauslehrer und Gouvernanten. Zeit ihres Lebens empfindet und beklagt sie das Ungenügen ihrer Bildung, die fehlende Systematik. Schmerzhaft empfindet sie die Lücken und sie lernt ihr Leben lang dazu. Bildung von Mädchen und Frauen wird ein zentrales Thema in ihrem Leben. Und es bleibt nicht bei der Idee, sie wird sich später intensiv mit diesem Thema auseinandersetzen.

Das manifestiert sich etwa in ihrem Studium und ihrer Mitarbeit an der ersten „Hochschule für das weibliche Geschlecht“ in Hamburg von 1850 bis zur Auflösung der Hochschule 1852.<sup>4</sup> Damit verbunden waren Theorie und Praxis der neuen Pädagogik für Kinder, entwickelt hauptsächlich durch Friedrich Fröbel und seinen ‚Kindergarten‘.

Die neue Pädagogik des Kindergartens wurde später in vielen Ländern übernommen. So gründete z.B. eine Mitstudentin Malwidas, Margarethe Meyer, Tochter eines wohlhabenden Hamburger Handelsherrn, 1856 den ersten Kindergarten in Amerika. Sie war zusammen mit dem 1848er-Revolutionär Carl Schurz in die USA ausgewandert, er wurde später dort Innenminister. Die neue Pädago-

gik, die Jungen und Mädchen umfasste, wurde begierig aufgenommen und führte in kürzester Zeit zu vielen Neugründungen.

Ziel war eine Bildung von Anfang an und sowohl für Mädchen als auch Jungen. Die Ideen und Auseinandersetzungen der 1848er-Revolution spielten eine zentrale Rolle. Verbunden damit war die Ablehnung der kirchlichen Dogmen und die Hinwendung zu Freikirchen. In diesem Umfeld arbeiteten Männer und Frauen zusammen, was sonst nicht möglich war, es verstieß gegen die Konventionen. Eine sehr wichtige Rolle spielte für Malwida die Bekanntschaft und Liebe zu dem jungen Theologen und radikalen Demokraten Theodor Althaus (1822–1852). Sie lasen und diskutierten fortschrittliche, demokratische und revolutionäre Texte aus den verschiedensten Bereichen, von der Philosophie bis zur Ökonomie. Sie verstanden sich als Demokraten, Anhänger der Revolution und befassten sich auch kritisch mit der sozialen Lage der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten. Als Theodor Althaus Malwida wegen einer anderen Frau verließ, brach für sie eine Welt zusammen, zumal er nicht mutig genug gewesen war, es ihr selbst zu sagen. Sie fühlte sich doppelt verraten, da nach ihrem Verständnis auch die gemeinsame Arbeit zu ihrer Liebe gehörte. Alle späteren Heiratsangebote lehnte sie ab, denn nach ihrer Überzeugung gehörte die Liebe zu einer Ehe. Eine Konvenienzehe kam für sie nicht in Frage und so blieb sie unverheiratet.

Viele Anhänger der Revolution träumten nach deren Niederschlagung von einem Neuanfang in Amerika, einem Land der Freiheit, in dem sie neue Orte gemeinsamen Lebens und Arbeitens gründen wollten. Männer und Frauen gemeinsam, in völliger Gleichheit. Das waren revolutionäre Gedanken. Auch Malwida von Meysenbug war davon fasziniert und wollte nach Amerika auswandern.

### **Wie reagierte ihre Familie auf Malwidas Durchbrechen der Konventionen?**

Jahrelang mit Unverständnis, Kritik, Ablehnung, Vorwürfen. Malwida galt als das ‚schwarze Schaf‘ der Familie.

Abb. 1: *Malwida als junges Mädchen*<sup>5</sup>



„Der philosophische und befreiende Fortschritt, der sich so in mir vollzog, vollendete natürlich auch meine vereinzelt Stellung in der Gesellschaft. Man ließ mich absichtlich Bemerkungen wie die folgende hören, die bei dem Urteil eines jungen Mädchens gemacht wurde: ‚Welch ein liebenswürdiges Geschöpf: sie maßt sich gar kein eigenes Urteil an.‘ Man wollte mir zeigen, wie weit man mich vom rechten Wege abgewichen fände. Aber weit davon entfernt, auf jenen Weg zurückzukommen, beschäftigte ich mich im Gegenteil immer mehr mit den Gedanken an die Emanzipation der Frau, Emanzipation von den Vorurteilen, die sie bisher gefesselt hielten, zur ungehemmten Entwicklung ihrer Fähigkeiten und zur freien Ausübung der Vernunft, wie sie dem Manne seit langem gestattet sind. Trotzdem ich in so engen Verhältnissen lebte, so hörte ich doch von mehr als einer weiblichen Individualität, die vom regenerierenden Hauch, der die Welt durchweht hatte, erwacht war und sich von der dreifachen Tyrannei des Dogmas, der Konvention und der Familie befreien wollte, um nach ihren Überzeugungen und durch ihre eigenen Anstrengungen zu leben.“<sup>6</sup>

Als Einzige der Familie begrüßte sie revolutionäre Entwicklungen, war begeisterte Anhängerin der 1848er-Revolution. Sie erlebte in Frankfurt den Einzug der Parlamentarier in die Paulskirche, äußerte aber in den *Memoiren einer Idealistin*

starke Kritik am Ausschluss der Frauen. Sie trat für demokratische Forderungen ein, für Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, für die Emanzipation, für eine individuelle Entwicklung der Persönlichkeit. Ihre Familie versuchte, sie auf den ‚rechten‘ Weg der Konvention zurückzuholen – ohne Erfolg. Als aber Malwida von Meysenbug ihren Plan, nach Amerika auszuwandern, in die Tat umsetzen wollte, war der Widerstand noch größer als sie befürchtet hatte. Die Mutter drohte ihr so direkt, dass es Malwida, die ihre Mutter trotz aller Konflikte sehr liebte, nicht möglich war, sich darüber hinwegzusetzen. Um Versöhnung mit der Mutter bemüht, entwickelte sie einen Plan in zwei Schritten: Zuerst an die „Hochschule für das weibliche Geschlecht“ nach Hamburg zu gehen und danach, wenn die Mutter ihr mehr vertraute, nach Amerika. Der Plan ging nicht auf. Auch das Experiment mit der Hochschule ging zu Ende und die Repressionen nahmen wieder zu. Amerika blieb ein Traum für Malwida von Meysenbug, den sie nicht realisierte. Aber zu ihrer Familie zurückzukehren, war auch keine Option.

Es ist nicht verwunderlich, dass nach dem Scheitern der Revolution und dem Sieg der Reaktion viele fortschrittliche Menschen vor ihrer Verfolgung ins Exil flohen. Auch Malwida von Meysenbug floh im Mai 1852 nach einer polizeilichen Hausdurchsuchung in Berlin über Hamburg nach London. London war eines der Zentren für Flüchtlinge aus vielen Ländern.

### **London: Ein neuer, einschneidender Lebensabschnitt**

Jetzt musste sie die Ideen der Emanzipation, der Unabhängigkeit in die Tat umsetzen. In ihren *Memoiren einer Idealistin* beschreibt sie auch dieses neue Leben sehr anschaulich. Sie wollte eigenes Geld verdienen durch Stundengeben und so sparsam wie möglich leben. Materiell ging es ihr nicht gut: billiges Zimmer zur Untermiete, lange anstrengende Fußwege, um das Geld für Fahrten zu sparen usw. Aber ihre oft gerühmten Fähigkeiten, Kontakte zu knüpfen und Freundschaften zu pflegen, heute würden wir sagen: sich zu vernetzen, führten sie schnell hinein in die internationalen, politischen Flüchtlingskreise in London. Aber sie war auch stolz auf ihre Arbeit und schreibt in den *Memoiren*:

„Stundengeben war wenigstens individuelle Freiheit und Unabhängigkeit nach der Arbeit. Die Gewißheit, mich nach den Stunden in einer eigenen, wenn noch so bescheidenen Häuslichkeit zu finden, zog ich tausendmal dem Luxus vor, der mich vielleicht als Gouvernante in einem reichen Hause umgeben hätte, den ich aber mit fortwährender Unterwerfung unter einen fremden Willen und mit der Heuchelei eines Glaubens, den ich nicht mehr hatte, hätte erkaufen müssen. Ich war also hochofret über diesen beschei-

denen Anfang und betrat, doch nicht ohne seltsame Empfindung, die Laufbahn derjenigen, die ihr Brot verdienen. [...] Ich kann nicht sagen, mit welcher Rührung ich nach einem Monat das erste selbstverdiente Geld empfang. Weit davon entfernt, mich dadurch gedemütigt zu fühlen, kann ich im Gegenteil sagen, daß mir niemals Geld mehr Freude gemacht hat. Ich hatte ja Wort gehalten: ich verdiente mir mein täglich Brot, ich war eine Arbeiterin wie die Töchter des Volks, und ich fand wieder, daß nur so das Geld einen sittlichen Wert hat, indem es Austauschmittel wird zwischen dem, der Dienste verlangt, und dem, der sie leistet.“<sup>7</sup>

Über die bekannten deutschen Flüchtlinge Gottfried und Johanna Kinkel lernte sie u.a. den russischen Sozialrevolutionär Alexander Herzen kennen. Herzen kämpfte in seinen Schriften gegen die russische Leibeigenschaft und war deshalb vom Zaren nach Sibirien verbannt worden. Nach seiner Flucht aus Russland hatte er sich in den 1850er-Jahren in London niedergelassen. Sein Haus war ein Treffpunkt politischer Flüchtlinge aus vielen Ländern. Das führte aber auch zu chaotischen Zuständen, denn als Witwer und Vater dreier Kinder konnte er diese Doppelbelastung, trotz Personal, nicht einfach kombinieren. Deshalb bat er Malwida von Meysenbug, sich um die Erziehung der Kinder zu kümmern, besonders um die beiden Töchter. Von der jüngsten, der erst dreijährigen Olga, war Malwida von Meysenbug so angetan, dass sie auf den Vorschlag Herzens einging. Interessant ist, dass sie in ihren *Memoiren einer Idealistin* diesen Vorgängen ein eigenes Kapitel widmet mit der bezeichnenden Überschrift „Die Familie der freien Wahl“.<sup>8</sup> Sie wollte nicht in der undankbaren Rolle einer Gouvernante arbeiten, sondern auf Augenhöhe. Das hieß für sie Kost und Logis, aber kein zusätzliches Gehalt. Stattdessen wollte sie von Herzen in die sie sehr interessierende russische Literatur eingeführt werden. Und diese Vereinbarung sollte von beiden Seiten gekündigt werden können. Malwida von Meysenbug genoss ihre Selbständigkeit und ihre weitere Teilnahme an den politischen Gesprächen und Aktivitäten. So lernte sie u.a. die russische Sprache, um revolutionäre Schriften Alexander Herzens sowohl in die englische als auch in die deutsche Sprache zu übersetzen und damit erst weiteren Kreisen bekannt zu machen. Oder sie recherchierte für den italienischen Revolutionär Mazzini zur Situation deutscher Arbeiter in London und zur deutschen Presse. Viele andere Aktivitäten könnten hier noch erwähnt werden.

Mit der Ankunft eines befreundeten russischen Ehepaares veränderten sich die Verhältnisse im Hause Herzen grundlegend. Die Ehefrau war eine enge Freundin der verstorbenen Ehefrau von Alexander Herzen gewesen und sie übernahm jetzt die Erziehung der Kinder. Die Vorstellungen zur Erziehung gingen weit auseinander, es folgten Auseinandersetzungen, Zerwürfnisse und schließlich

musste Malwida von Meysenbug das Haus, ihre Familie der freien Wahl, verlassen. Es war ein Tiefschlag für sie und sie litt besonders unter der Trennung von Olga Herzen.

In einem Brief bat später Alexander Herzen Malwida von Meysenbug, doch wieder die Erziehung Olgas zu übernehmen. Olga und Malwida vermissten sich gleichermaßen. Malwida von Meysenbug stimmte zu, zog aber nicht mehr in das Haus Alexander Herzens. Sie war jetzt viel auf Reisen, in Paris, aber besonders in Italien, und sie führte Olga in die reiche Kultur des Landes ein, besonders in die Malerei, in die Kunstgeschichte, aber auch in die Musik. Sie war z.B. mit Olga in Paris bei der Opernaufführung von Richard Wagners *Tannhäuser*, die zu einem großen Skandal geriet.

Wie konnte sie das finanzieren? Eine Quelle war Alexander Herzen. Zeit seines Lebens schickte er Geld für seine Tochter Olga und für Malwida von Meysenbug als ihre Pflegemutter. Malwida sorgte für eine umfangreiche Bildung Olgas, sie war sehr eng mit ihr verbunden und wurde sehr unglücklich, als Olga den französischen Historiker und Professor Gabriel Monod heiratete und es dadurch zur Trennung kam. Letztendlich aber respektierte sie Olgas Entscheidung, denn ein wichtiger Punkt war für sie, dass jeder Mensch, ob Mann oder Frau, das Recht auf eine eigene Entwicklung, auf die eigene Entscheidung und damit auf eine eigene ‚Individualität‘ haben sollte.

Individualität, auch dies war in einer Zeit, in der besonders die Frauen im Korsett der Normen, der Vorschriften, der Konventionen festgezurrten waren, revolutionär, weil die Frauen damit gegen viele Tabus verstießen. Schon sehr früh hatte sie geschrieben:

„Das große Recht der Individualität an alles, was ihr nötig ist, um alles zu werden, was sie werden kann, stellte sich mir in bitterer Klarheit dar. Daß es erlaubt sei, jede Autorität zu brechen, um dieses Recht zu erobern, war mir keinem Zweifel mehr unterworfen. Aber leider gehört zu der Erreichung dieser moralischen auch die ökonomische Unabhängigkeit. Bis dahin hatte man die Unabhängigkeit der Frau nur zugestanden, wenn sie Vermögen hatte. Aber die, die keins hatte, was sollte sie tun? Zum erstenmal stellte sich in meinen Gedanken die Notwendigkeit der ökonomischen Unabhängigkeit der Frau durch ihre eigenen Anstrengungen fest“.<sup>9</sup>

Für ihre Zeit ungewöhnlich war auch ihr Ansatz, die Forderungen nach der Emanzipation der Frauen explizit zu erweitern auf die Emanzipation der sozialen Schichten, die die Männer mit einschloss, letztendlich sich auf die gesamte Gesellschaft bezog, die sich ändern musste. Ein auch heute noch moderner Gedanke, denn auch heute erfordert die Befreiung der Frau aus den über-

kommenen Rollenzuweisungen eine veränderte Rolle des Mannes. Wenn z.B. Partnerschaften gelingen sollen, müssen sich auch die Männer verändern. Wie weit dies im Zusammenhang von Frauen und Männern schon gelungen ist oder aber noch nicht, wird im 2. Teil (s.u.) dargestellt.

Zurück zu Malwida von Meysenbug. Obwohl sie Zeit ihres Lebens unverheiratet geblieben war und auch keine eigenen Kinder hatte, entwickelte sie doch Muttergefühle. Am stärksten zu Olga, mit der sie bis an ihr Lebensende eng verbunden blieb. Aber auch Friedrich Nietzsche, Paul Rée und Albert Brenner, mit denen sie vom Oktober 1876 bis Frühjahr 1877 in einer Wohn- und Arbeitsgemeinschaft in Italien, in Sorrent, lebte, nannte sie ‚ihre Söhne‘ und fühlte sich durchaus verantwortlich. Als letztes Beispiel sei Romain Rolland erwähnt, der als junger Stipendiat in Rom auf Empfehlung seines Professors Gabriel Monod Malwida von Meysenbug besuchte. Zwischen dem jungen Studenten und der viele Jahrzehnte älteren Malwida von Meysenbug entwickelte sich eine jahrelange, intensive Freundschaft, eine Art Symbiose: Er lauschte ihren Erzählungen von den Berühmtheiten ihrer Zeit, denen sie über Jahre freundschaftlich verbunden gewesen war, wie z.B. Richard Wagner und Friedrich Nietzsche, und er, ein sehr guter Pianist, spielte ihr in ihrer Wohnung auf einem extra dafür gemieteten Klavier Musik von Beethoven und vielen anderen vor. In seinem Buch *Aus meinem Leben* erinnert sich Romain Rolland, er habe:

„[...] Zuflucht [gefunden] in jenem Hause, das unweit des in Nacht und Schweigen gehüllten Kolosseums lag. Ich begab mich regelmäßig dorthin, jeden Mittwochabend, dann häufiger. Und alle Unruhe legte sich, der Lärm der Welt schwieg. Das waren Stunden jenseits der Zeit. Es lohnt sich, von ihnen besonders zu sprechen. Ich habe es in einem Kapitel meiner *Voyage Intérieur*, das den Wahlspruch Malwidias trägt, getan: *Amore, Pace*. Ich schwieg. Auch sie schwieg, nachdem ich eine der großen Beethoven-sonaten gespielt hatte. Im Schweigen ließen wir den gewaltigen Traum fort dauern. Dann stiegen aus ihrer Erinnerung Bilder der Vergangenheit auf, große Heldengestalten, ihre Gefährten von einst; sie wurden mein; sie überbrachten mir die Botschaft ihres kampfreichen Lebens und ihres Glaubens. Und ich weiß, daß auch ich der alten Idealistin, die mir diese heilige Wegzehrung bot, etwas gab: meine Musik.“<sup>10</sup>

Über diese Freundschaft schrieb der spätere Literaturnobelpreisträger Romain Rolland einen 42-seitigen Essay mit dem Titel „Dankgesang – Erinnerungen an Malwida“. Er beginnt:

„Von all den Freundinnen, deren Zuneigung über meinem Leben gewacht, will ich die eine wiedererwecken, die in meiner Jugend treue Gefährtin meines Geistes und zweite Mutter mir war: – die reine ‚Idealistin‘ des Nordens mit den klaren Augen: Malwida von

Meysenbug... Malwida: – ein romantischer Name. Er paßte so wenig zu dem erhabenen Licht dieser Seele, die eine Tochter Goethes war!<sup>11</sup>

Nochmals einige Überlegungen zur finanziellen Situation Malwida von Meysenbugs. Sie war durch ihre *Memoiren einer Idealistin* eine europaweit bekannte Schriftstellerin (viele Auflagen und Übersetzungen in verschiedene Sprachen), veröffentlichte als Journalistin Artikel in führenden Zeitschriften in verschiedenen Ländern und arbeitete als Übersetzerin. Außerdem war sie eine überzeugte Europäerin und Kosmopolitin und eine hervorragende Netzwerkerin. Ihr Lebensstil blieb sehr bescheiden, aber sie unternahm viele Reisen und sie wurde regelmäßig von befreundeten Persönlichkeiten zu längeren Aufenthalten eingeladen. Diese Art des Mäzenatentums war nicht ungewöhnlich, da alle Seiten davon profitierten.

## Fazit

Die Geschichte der Frauenbewegung umfasst Frauen, die sich in sehr unterschiedlicher Art für die Befreiung der Frauen aus den herrschenden patriarchalen Strukturen einsetzten.<sup>12</sup> Malwida von Meysenbug gründete keine eigenen Zeitungen, im Gegensatz z.B. zu Louise Otto Peters, die 1849 eine „Frauen-Zeitung“ herausgab mit dem Motto „Dem Reich der Freiheit werb’ ich Bürgerinnen“, aber Artikel von Malwida wurden darin veröffentlicht. Sie organisierte auch keine Dienstmädchen in Vereinigungen etc.

Was aber alle engagierten Vorkämpferinnen neben ihrer Offenheit und Neugier verband, ist ihr Mut! Mut, sich gegen die in sie gesetzten Erwartungen zu wehren, sie nicht zu erfüllen, sondern neue Wege zu gehen. Das schwarze Schaf zu werden, mit Vorwürfen überhäuft, Anfeindungen und Ausgrenzungen ausgesetzt, bis hin zu Ausweisungen und Verfolgungen. Auch Malwida wurde in Berlin bei einer polizeilichen Hausdurchsuchung mit anschließendem Verhör auf der Polizeiwache klagemacht, dass sie keine Aufenthaltsgenehmigung für Berlin erhalten würde und dass sie nur durch ihren Namen geschützt sei. Ihre Brüder waren sehr konservativ und in hohen Ämtern tätig. Als Konsequenz daraus ging sie ins Exil nach England. Schon einige Jahre zuvor wurde sie von der sächsischen Geheimpolizei steckbrieflich gesucht, genauso wie Richard Wagner, der in Dresden an den Barrikadenkämpfen teilgenommen hatte.

Malwida von Meysenbugs Lebensmotto war „Amore Pace“ und man findet es sowohl auf der Gedenktafel an ihrem Geburtshaus in Kassel als auch auf

ihrem Urnengrab auf dem protestantischen Friedhof in Rom. Sie war 1903 in Rom gestorben.

Abb. 2: Lenbach (1885): *Malwida von Meysenbug*<sup>13</sup>



Ihre humanistische Lebenseinstellung zeigte sich auch in ihrem lebenslangen Kampf gegen Rassismus und Antisemitismus, gegen Kriege, gegen alles Militaristische, gegen Soldaten und Kasernen, da dies alles nicht nur eine finanzielle Verschwendung sei, sondern auch zur Verrohung und Zerstörung der Gesellschaft führt. Als überzeugte Europäerin setzte sie sich für die Überwindung von Vorurteilen, für die Verständigung zwischen den Völkern und für den Frieden ein.

Aber auch als überzeugte Idealistin nimmt sie die gesellschaftlichen Realitäten war und schreibt bitter an ihrem Lebensende im *Lebensabend einer Idealistin*:

„Nahezu ein Jahrhundert ist vor meinem Blick vorübergegangen; es waren Augenblicke höchster Idealität darin: sie wurden aber leider immer nur zu rasch von der traurigsten Realität verdunkelt und jetzt, am Ende des Jahrhunderts, kann man wohl fragen: wo ist der Fortschritt? Ringsum folgt sich Krieg auf Krieg und noch immer muss die Gewalt der Waffen entscheiden, wenn es sich um Fragen der Gerechtigkeit und Humanität handelt. Die Wissenschaft hilft fortwährend neue, unfehlbare Mordwerkzeuge zu erfinden, und sie werden höher bezahlt, als die Werke hoher Kunst und Kultur. [...] Der materielle Reichtum vermehrt sich aus hundert neuen Quellen, aber Armut und Elend wachsen in gleichem Maße und sehen uns aus hohlen Augen verkümmertes Gestalten vorwurfsvoll an. [...] O Menschheit schlag an deine Brust und bekenne dich schuldig. Noch immer tanzest du ums goldene Kalb; noch immer greifst du zur Gewalt, anstatt zum Recht; noch immer ziehst du die bösen Leidenschaften groß, die zu Raub und Mord führen und zur Strafe durch Gefängnis und Galgen; noch immer trennst du die Völker durch Intriguen, Eifersucht, Egoismus und verkehrte Mittel der Staatskunst, anstatt sie durch Redlichkeit und Größe der Gesinnung zu hohen, gemeinsamen Aufgaben wahrer Kultur zu vereinen [...]“<sup>14</sup>

## 2. Geschlechtergerechtigkeit heute

Die Frage nach der eigenständigen Existenzsicherung von Frauen und gegebenenfalls ihrer Kinder steht noch heute im Zentrum der Frage von mehr Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern. Für Meysenbug lag die Hoffnung auf eine Antwort in der Bildung für Mädchen und Frauen. Wie sieht es damit aus, aber wie auch mit dem Umsetzen von Bildung in Verdienst?

### **Bildung**

Die formelle Schulbildung ist vielleicht der Bereich, in dem sich die Chancen der Geschlechter am stärksten angeglichen haben, vor einiger Zeit war sogar sehr häufig die Rede von Jungen als Bildungsverlierern.

Eine Sonderauswertung zum Thema Gender der Pisa-Studien zeigt, dass das Bild differenziert ist: Jungen haben in der Pubertät schlechtere Werte beim Leseverstehen, Mädchen haben weniger Höchstleistungen im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich.<sup>15</sup> Diese besonderen Ausprägungen von Unterschieden in den Kompetenzen werden dabei natürlich auch durch die Gesellschaft geprägt, mal abgesehen davon, dass sie keine starren Voraussagen für den

weiteren Bildungsverlauf von Jungen und Mädchen zulassen. Studien legen nahe, dass Nachteile, die Jungen bei schulischen Leistungen in gewissen Phasen aufzeigen, sich im Verlauf der beruflichen Bildung verlieren, bzw. umkehren.<sup>16</sup>

Denn sobald es um die Frage geht, wie Bildung sich in Beruf und Verdienst umsetzen kann, schränken sich die Mädchen sehr ein, und bewegen sich häufig in Berufen, die typisch für Frauen geworden sind. Unter den Top-5-Ausbildungsberufen, die junge Männer wählen, ist nur einer, der nicht zu den technischen Berufen zählt (also auch eine Art Einschränkung), aber nur 22 % der Männer finden sich in diesen fünf. Bei den jungen Frauen ist unter den Top 5 kein technischer Beruf (stattdessen Handel und Medizinische Fachanstellungen), und 38 % der Frauen bewegen sich hier.<sup>17</sup>

Gerade in Deutschland sind weitere Berufe, die häufig von Frauen ausgeübt werden, wie Tätigkeiten im sozialen Bereich z.B., nicht dual (also im Wechsel zwischen Betrieb und Berufsschule) organisiert, sondern rein schulisch. Das bedeutet, dass der Unterschied im Verdienst zwischen den Geschlechtern schon bei der Ausbildung beginnt: Während in vielen männerdominierten Berufen, z.B. als KFZ-Mechatroniker, schon während der Ausbildung eine Vergütung gezahlt wird, müssen Frauen, wenn sie beispielsweise Altenpflege an einer privaten Schule lernen, oft noch Geld mitbringen. Dadurch, dass der Druck besteht, diese Berufe attraktiver zu machen, gibt es aus der Politik jetzt Initiativen, das zu ändern.

Für viele ‚Frauenberufe‘ bleibt aber vorläufig bereits in der Bildungsphase weiterhin angelegt, dass es wenig Aufstiegschancen gibt. Erzieherinnen haben eine sehr lange Ausbildungszeit, die sich im Gehalt nicht spiegelt, und die auf keine weitere Stufe, wie zum Beispiel einen Meister, zuläuft. Gerade bei den erzieherischen, sozialen und pflegenden Berufen ist die schlechte Bezahlung, oft noch in einem Bild von dieser Art von Arbeit als ‚Arbeit aus Liebe‘, gut mit Weiblichkeitsidealen vereinbar, in der bürgerlichen Ideologie des 19. Jahrhunderts verwurzelt. Auch ganz praktisch wurden damals die schulischen Ausbildungen für Frauenberufe schon ohne Berufs- und Karriereorientierung angelegt, weil die beruflichen Tätigkeiten nur als Überbrückung der Zeit bis zur Heirat gedacht waren.<sup>18</sup>

Das Problem der fehlenden Möglichkeiten zur Weiterentwicklung ändert sich nur langsam, indem z.B. an den Fachhochschulen im pflegerischen Bereich Spezialisierungen angeboten werden.

Was das Feld der technischen Berufe angeht, so ist die Beteiligung von Frauen auch im akademischen Bereich nach wie vor sehr gering. In den Bereichen Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik, abgekürzt

zusammengefasst als die MINT-Fächer, machen über 50 % der Männer, die studieren, einen Abschluss, aber nur knapp 20 % der studierenden Frauen.<sup>19</sup> Seit vielen Jahren gibt es Bemühungen, Mädchen an diese Fächer heranzuführen, aber gerade in Deutschland werden diese Fachrichtungen nach wie vor von Frauen sehr wenig gewählt. In den sozialistischen Ländern, so auch in der DDR, gab es dabei eine größere Selbstverständlichkeit dafür, dass Frauen auch in technischen Berufen tätig waren, das hat aber unter den veränderten Bedingungen nicht entscheidend nachgewirkt.

Aber auch wenn es in stark männlich geprägten Fachkulturen sicher immer noch Schwierigkeiten gibt, sich als Frau zu behaupten, ist es ganz unbestritten so, dass Frauen alle Fachrichtungen theoretisch und fast immer auch praktisch offenstehen.

### **Erwerbsarbeit, aber Sorgearbeit auch**

Wie geht es Frauen nun mit ihren vielen Möglichkeiten? Meine Wahrnehmung ist auch: Sie stehen enorm unter Druck. Es gibt einen hohen Anspruch, weil man theoretisch alles haben kann, auch vieles davon zu verwirklichen. Und das ist sehr anstrengend, und das hauptsächlich für die Frauen.

Denn Arbeitszeitauswertungen, in denen nicht nur Erwerbs- sondern auch die Sorgearbeit, also die unbezahlte Arbeit, mit der man sich um andere kümmert, erfasst wird, zeigen: Frauen arbeiten mehr als Männer, aber zu einem viel größeren Teil nicht gegen Geld – das bestätigen verschiedene Studien.<sup>20</sup>

Väter beteiligen sich mehr als früher, das geht aber meistens nicht so weit, dass sie Arbeiten nicht fertigstellen können, oder Meetings früher verlassen müssen, weil sie pünktlich zur Kita müssen, um die Kinder abzuholen. Wenn Mütter erwerbstätig sind, dann in der Regel in der Zeit, die durch öffentliche Kinderbetreuung ermöglicht wird, häufig ergänzt um sogenannte haushaltsnahe Dienstleistungen, oft angeboten von Migrantinnen.

Da die Arbeitsmarktstrategien vorsehen, dass möglichst alle möglichst viel arbeiten sollen, gibt es keine echten Anreize für Männer, Auszeiten zu nehmen oder Arbeitszeit zu reduzieren. Auch das System des Elterngelds hilft hier wenig. Diese Lohnersatzleistung ist so ausgestaltet, dass eine Familie über ein Elternteil bis zu 12 Monate das Elterngeld erhalten kann, und weitere zwei Monate durch das andere Elternteil (Alleinerziehende können die 14 Monate Elterngeld beziehen). Die zwei Monate werden in der Regel von den Vätern in Anspruch genommen. Eine andere Verteilung wäre (fast) kostenneutral möglich, indem man das Modell zum Beispiel von 12 + 2 in 10 + 4 ändern würde, um sich dem

anzunähern, wie es in Skandinavien gehandhabt wird. Das scheint jedoch hierzulande nicht erwünscht zu sein.

Auch wenn Mütter jetzt deutlich früher aus der Elternzeit zurückkehren, tun sie das dann häufig nur in Teilzeit und übernehmen ansonsten den größeren Teil der Reproduktionsarbeit. Warum lassen sich so viele Frauen auf dieses Modell noch ein? Ich glaube, es wird in diesen Zeiten, die den Menschen so viel Flexibilität abverlangen – beruflich nötige Ortswechsel, befristete Arbeitsstellen etc. – in diesen althergebrachten Strukturen auch verstärkt nach Sicherheit und Geborgenheit gesucht. Unter den gegenwärtigen Bedingungen hat es für Mütter auch Rationalität und Selbstfürsorge, Beruf und Familie – in den traditionellen Geschlechterrollen beides Vollzeittätigkeiten – nicht unbedingt im kompletten Umfang stemmen zu wollen.

Eine geschlechterstereotype Verteilung der Arbeit, wenn neben der Erwerbsarbeit Sorgearbeit zu leisten ist, kann sich aber rächen, wenn die Partnerschaft scheitert. In Ein-Eltern-Familien übernehmen Frauen zum ganz überwiegenden Teil die Verantwortung. Wenn sie keine guten Verdienstmöglichkeiten haben, wird das Einkommen sehr schnell zu einem Problem. In Kassel sind seit Jahren ca. 40 % der Alleinerziehenden-Haushalte auf Unterstützung durch das Jobcenter angewiesen, auch im Bundesdurchschnitt ist dieser Wert anhaltend fast so hoch.

Und es gibt immer noch viele Anreize, Sorge- und Erwerbsarbeit in den Familien ungleich zu verteilen, vor allen Dingen, wenn sie durch die Ehe formalisiert sind: Steuerklasse III und V (die in Kombination einen hohen Verdienstunterschied honorieren), die beitragsfreie Familien-Kranken-Mitversicherung, Minijobs, die attraktiv erscheinen, weil es unmittelbar fast keine Abzüge gibt, die aber dazu führen, dass man kaum Rentenansprüche erwirbt.

### **Sag Ja – zu weniger Rechten**

Übrigens war die Ehe schon immer der Ausgangspunkt einer schlechten Lage für Frauen, deren Funktion man historisch unter anderem so beschreiben kann, dass die Frau vom Besitz des Vaters in den Besitz des Ehemannes überging. Und während erwachsenen alleinstehenden Frauen nach und nach mehr Rechte zugestanden wurden, musste man viele davon wieder abgeben, wenn man geheiratet hat.

Zum Beispiel gab es das Beamtinnen- oder noch spezieller das Lehrerinnenzölibat offensichtlich von den Anfängen des Berufsbeamt\*innentums bis weit in die 50er-Jahre hinein. Während im Jahr 1919 zunächst einige Diskriminierungen abgeschafft wurden, wurden schon im Oktober 1923 aus arbeitsmarktpolitischen

Gründen wieder Regelungen zum Nachteil von Frauen eingeführt. Eine sogenannte Personalabbauverordnung erlaubte die Entlassung verheirateter Beamtinnen, damit die Stellen für Männer frei wurden. Unverheirateten Frauen, die ihre Stellen behielten, mussten eine ‚Ledigensteuer‘ zahlen.

In der DDR wurde diese Personalabbauverordnung offensichtlich nicht fortgeschrieben, in der BRD aber schon, erst 1951 abgeschwächt. Im Dienstrecht des Landes Baden-Württemberg bestand noch bis 1956 die Regelung, dass eine Lehrerin im Fall der Heirat ihre Stellung zu quittieren hatte. Erst 1957 wurden Regelungen dieser Art durch das Bundesarbeitsgericht verworfen.<sup>21</sup>

Dieses Urteil und das 1958 in Kraft getretene Erste Gleichberechtigungsgesetz basieren auf dem von Elisabeth Selbert durchgesetzten eindeutigen und uneingeschränkten Grundgesetzartikel II, 3: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt.“ Diese eindeutige Regelung, die keinerlei Schlupflöcher zuließ, konnte Selbert erst nach langen Auseinandersetzungen im Parlamentarischen Rat durchsetzen, und auch nur, nachdem sie die vielen Frauen und Frauenorganisationen aktiviert hatte, dafür öffentlichen Druck auf den Rat, in dem von 65 Mitgliedern nur vier Frauen waren, auszuüben. Und nach diesem Erfolg war noch ein ganz langer Atem nötig:

Mit dem Gesetz über die Gleichberechtigung von Mann und Frau wurden einige grobe juristische Ungleichheiten aufgrund des Verfassungsgebots angegangen. So wurde beispielsweise das Recht des Ehemanns, ein Dienstverhältnis seiner Frau fristlos zu kündigen, aufgehoben (aber erst seit 1977 gilt das Partnerschaftsprinzip, nach dem es keine gesetzlich vorgeschriebene Aufgabenteilung in der Ehe mehr gibt, und es keiner Zustimmung des Ehemanns zur Erwerbstätigkeit der Ehefrau bedarf). Die väterlichen Vorrechte bei der Kindererziehung werden eingeschränkt, aber erst 1979 vollständig beseitigt.

Vergewaltigung in der Ehe war bis 1997 keine Straftat, konnte nicht angezeigt werden. Das ist gerade mal zwanzig Jahre her. Dazu passte ein Sexualstrafrecht, das in einer erzwungenen sexualisierten Handlung selbst keine Vergewaltigung sah. Als solche wurde das nur verfolgt, wenn andere Formen der Gewalt, z.B. Bedrohung mit dem Messer, dazu kamen.

Jahrzehntelange Forderungen von Verbänden von Frauenberatungsstellen und Frauennotrufen hatten keinen Erfolg. Erst seit der entsprechenden Reform des Sexualstrafrechts von 2017 ist in Deutschland jede Art von nicht-einvernehmlicher sexueller Handlung strafbar, und erst das machte den Weg frei für die Ratifizierung der sogenannten Istanbul-Konvention – das Übereinkommen des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt – durch Deutschland.

## Zusammenhänge betrachten

Wie hängt das mit der Verteilung von Sorge- und Erwerbsarbeit zusammen, und wieso nehme ich einen Zusammenhang zu den Verdienstchancen an, um die es im nächsten Abschnitt geht? In viele Institutionen haben diese tradierten Rollen sich eingeschrieben, und sind nur sehr langsam zu überwinden, insbesondere im deutschen Kontext: ‚Rabenmutter‘ ist einer der Begriffe, die beispielsweise ins Englische direkt importiert werden, weil es keine Entsprechung gibt, wie ‚German Angst‘ oder ‚Bildungsroman‘.

Und mit zwei Gedanken will ich daran noch anknüpfen:

Einmal das Verhältnis zu den Frauen, die recht neu zugewandert sind, und mit kulturellen Hintergründen kommen, in denen geschlechtsspezifische Rollenbilder häufig noch stärker zugeschrieben sind als hier. Wir sollten immer bedenken: Auch bei uns ist es noch nicht lang her, dass Ungleichheiten noch gesetzlich festgeschrieben waren. Und in diesen Regelungen, die nach und nach erst geändert wurden, stecken ganz ähnliche essentialistische Vorstellungen davon, wie eine Frau zu sein hat, und wie ein Mann, wie wir sie vielen der Zuwanderungskulturen unterstellen. Und auch bei uns wurden und werden die Rollenzuweisungen erst nach und nach offener.

Zum anderen der Aspekt des Erleidens von Gewalt im allgemeineren Sinne: Wir haben in den letzten Jahren sehr viel von sexualisierter Gewalt in professionellen Kontexten gehört, in der Filmindustrie, aber auch im Bereich der Politik, einige Jahre vor #MeToo hatten wir hier ja #aufschrei.

Wie verschiedentlich herausgearbeitet wurde, geht es bei sexualisierten Übergriffen am Arbeitsplatz nicht um missglückte Flirts, sondern es geht um das Ausnutzen von Machtgefällen und den Erhalt dieser Machtgefälle. Und wenn so viele Frauen in Partnerschaften Gewalt erfahren – Studien kommen auf Zahlen von etwa jeder dritten Frau –, dann wird auch dadurch deren Selbstbewusstsein untergraben.<sup>22</sup> Der Alltag ist von Angst um sich selbst und die Kinder dominiert. Wer soll sich da auf eine Karriere konzentrieren? Ohne über einzelne Fälle hinaus direkte Kausalketten herstellen zu wollen, oder Frauen generell als Opfer zu betrachten: Zur Errechnung der Entgeltungleichheit betrachten wir die Gesamtheit der Frauen und die Gesamtheit der Männer und vergleichen, was sie verdienen. Wenn wir aufgrund der empirischen Studien davon ausgehen müssen, dass von dieser Gesamtheit der Frauen fast jede dritte an einem Zeitpunkt ihres Lebens Partnergewalt erfährt, und jede siebte sexualisierte Gewalt, dann trägt dies zur vergleichsweise schlechten Position, die Frauen nach wie vor haben, bei. Wir behandeln die Themen meistens getrennt, wofür es ja auch gute Gründe gibt,

aber letztlich reden wir von den Lebensrealitäten derselben Frauen, und man muss ab und zu daran denken, diese Dinge gleichsam übereinander zu legen, wie Folien, um das Gesamtbild zu haben. Denn auch umgekehrt wirkt sich das aus, wie die Istanbul-Konvention sehr gut herausstellt: Wenn die Stärke von Frauen gesellschaftlich nicht gezeigt und gewürdigt wird, begünstigt das, dass sie Opfer von Gewalt werden.

Dass es überhaupt ein Bewusstsein über die Auswirkungen von Gewalt gegen Frauen gibt, ist den Kämpfen der Frauenbewegung und der Frauenhausbewegung zu verdanken, die insbesondere die Partnergewalt zum Thema gemacht haben, die lange Zeit ein völliges Tabu war. Dass Frauen noch heute häufig aufgrund von wirtschaftlicher Abhängigkeit gewalttätige Beziehungen nicht beenden, zeigt wiederum, wie tief die Probleme miteinander verwoben sind.

## **Verdienstchancen**

In der Vorbereitung habe ich einen Artikel in der *Süddeutschen Zeitung* gefunden, von 2016, in dem die Journalistin Sarah Schmidt einleitend sehr schön schreibt:

„Wäre die Benachteiligung von Frauen im Berufsleben eine Krankheit, sie ließe sich mit einem diffusen Unwohlsein vergleichen. Schnupfnase und Gliederschmerzen – gar nicht so leicht zu sagen, ob der Patient direkt ins Bett gehört, oder mit Aspirin und Nasenspray doch noch durch den Tag kommt. In diesem Bild entspricht die Berechnung der Lohnlücke dem Fiebermessen. Das vage Gefühl manifestiert sich zu einer konkreten Zahl.“<sup>23</sup>

Was mir an diesem Bild des eher verschleimten Gesamtzustandes gefällt, ist der Aspekt des Diffusen – es ist sehr schwer, alle Faktoren, die zur Lohnlücke führen, genau zu benennen, und noch viel schwerer zu sagen, wie sie zusammenspielen und entsprechend schwer ist es auch, Maßnahmen dagegen zu entwickeln. Wie sieht es mit der Lohnlücke aus? Ein Versuch, die Lohnlücke zu thematisieren und auch zu skandalisieren ist der sogenannte Equal Pay Day. Dieser wird bei uns Mitte März begangen und liegt an dem Tag, bis zu dem Frauen quasi länger arbeiten müssen, um für das Vorjahr das Gehalt zu erzielen, das Männer bereits am 31. Dezember erreicht hatten.

Am 18. März war in 2017 der Equal Pay Day, der auf den Daten von 2016 beruhte.<sup>24</sup> Frauen verdienten 2016 mit einem durchschnittlichen Bruttostundenverdienst von 16,26 Euro rund 21 % weniger als Männer (20,71 Euro). In den Jahren 2018 und 2019 war wieder der 18. März der Equal Pay Day. Nach dem

20. März im Jahr 2009 war in 2010 mit dem 26. März der Tiefpunkt erreicht. Im EU-Gesamtvergleich wurde der Gender Pay Gap letztmalig für das Jahr 2015 veröffentlicht. Deutschland steht mit 22 Prozent am unteren Ende der Skala. Nur in Estland (26,9 %) und Tschechien (22,5 %) gibt es einen noch höheren Unterschied. Die niedrigsten Werte findet man in Italien und Luxemburg (mit jeweils 5,5 %) und Rumänien mit nur 5,8 Prozent.

Diese hohen Zahlen bezeichnen immer den sogenannten unbereinigten Gender Pay Gap. Fast drei Viertel dieses Wertes sind auf strukturelle Unterschiede zurückzuführen: Die wichtigsten Gründe waren Unterschiede in den Branchen und Berufen, in denen Frauen und Männer tätig sind, sowie ungleich verteilte Arbeitsplatzanforderungen hinsichtlich Führung und Qualifikation. Darüber hinaus sind Frauen häufiger als Männer teilzeit- oder geringfügig beschäftigt.

Beim sogenannten bereinigten Gender Pay Gap wird jener Teil des Verdienstunterschieds herausgerechnet, der auf strukturelle Unterschiede zurückzuführen ist. 2014 lag er bundesweit bei 6 % (unbereinigter Gender Pay Gap 2014: 22 %). Das heißt, dass Frauen bei vergleichbarer Qualifikation und Tätigkeit pro Stunde durchschnittlich 6 % weniger als Männer verdienen. Das ist dann die Lohndiskriminierung, die ganz ausschließlich auf das Geschlecht zurückzuführen ist.

Durch die Analyse von Daten für Westdeutschland über 35 Jahre haben Bamberger Soziologinnen herausgearbeitet, dass das Lohnniveau in einem beruflichen Bereich um 4 % sinkt, wenn der Frauenanteil um 10 % steigt, und zwar, weil die Frauen in diesen Bereichen weiter weniger verdienen als die Männer.<sup>25</sup> So bringt es auch nur bedingt etwas, Männerberufe zu ‚erobern‘. Auch dort bilden oder erhalten sich dann auch wieder schlechter bezahlte Bereiche. So gab es früher überwiegend Lehrer und keine Lehrerinnen (schon gar keine verheirateten, s.o.), jetzt gibt es viel mehr Frauen in diesem Beruf, aber absolut dominant sind sie im Grundschulbereich, der deutlich schlechter vergütet wird als andere Bereich des Schuldienstes. Die wenigen Männer, die dort arbeiten, werden oft Direktoren (manchmal ist das dann der einzige Mann an der Grundschule).

## **Fazit**

Natürlich haben Frauen seit der Zeit von Malwida von Meysenbug viel erreicht. Trotzdem ist es erschreckend, wie lange Vorstellungen davon, wie Frauen sind und wie Männer sind, und was sie gut können, sich im deutschen Kontext halten. Unter anderem vor dem Hintergrund der besonderen Gemengelage bei der

geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes ist es für viele Frauen immer noch schwierig, ausreichend Geld zu verdienen, um ihre eigene Existenz zu sichern. Aber auch trotzdem sind Frauen stark, kreativ und ausdauernd darin, für sich und gegebenenfalls ihre Kinder das Leben zu einem möglichst guten Leben zu machen, Gewalt nicht zu erdulden und ihren eigenen Weg zu gehen, wie auch Meysenbug für sich ihren Weg gefunden hat, für Gleichberechtigung zu kämpfen und ihre emanzipativen Ideale zu leben.

Vielleicht muss man sich klarmachen, dass Meysenbug und ihre Mitstreiterinnen aber noch gegen ganz andere Widerstände kämpfen mussten; etwa dagegen, dass Frauen überhaupt die Vernunftbegabung häufig noch abgesprochen wurde, eine noch viel üblere Doppelmoral, in der Männer vieles durften, ohne Konsequenzen zu tragen, was Frauen gesellschaftlich ruiniert hätte (und hat). Und was der Sozialstaat jetzt leistet, führt nach unseren Maßstäben zu Kinderarmut, ist aber natürlich mehr, als damals denkbar war.

Versuchen wir also daran weiter zu arbeiten, dass wir in 150 Jahren wiederum an anderen Punkten viel weiter sind als jetzt.

\*\*\*

- 
- <sup>1</sup> Die Beiträge gehen zurück auf den Neujahrsempfang der Malwida von Meysenbug-Gesellschaft 2018 und wurden für die Veröffentlichung stark überarbeitet und erweitert. Der 1. Teil (Marlis Wilde-Stockmeyer) bezieht sich auf die Zeit von Malwida von Meysenbug im 19. Jahrhundert als Folie, auf den der 2. Teil (Ute Giebhardt) mit der aktuellen Situation im 21. Jahrhundert reagiert, um Entwicklungen, um Prozesse in Bezug auf Geschlechtergerechtigkeit zu verdeutlichen.
  - <sup>2</sup> Malwida von Meysenbug: Florence. Roman aus dem viktorianischen England. Hrsg. v. Ruth Stummann-Bowert im Auftrag der Malwida von Meysenbug-Gesellschaft e.V., Würzburg 2007.
  - <sup>3</sup> Die Ausführungen konzentrieren sich nur auf die Aspekte und Bereiche, die für unser Thema wichtig sind und blenden somit notwendigerweise sehr Vieles aus ihrem langen und reichhaltigen Leben aus.
  - <sup>4</sup> Vgl. dazu den Artikel von Regina Kirsch im vorliegenden Band.
  - <sup>5</sup> Nationalarchiv der Richard-Wagner-Stiftung; Richard-Wagner-Gedenkstätte, Bayreuth.
  - <sup>6</sup> Malwida von Meysenbug: Gesammelte Werke. 5 Bde. Hrsg. von Berta Schleicher. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Deutsche Verlags-Anstalt 1922. Bd. 1: Memoiren einer Idealistin (1. und 2. Teil). Bd. 2: Memoiren einer Idealistin (3. Teil) und ihr Nachtrag: Der Lebensabend einer Idealistin. Bd. 1, S. 172.
  - <sup>7</sup> Ebd., S. 297f.
  - <sup>8</sup> Ebd., S. 381–408.
  - <sup>9</sup> Ebd., S. 149.
  - <sup>10</sup> Romain Rolland: Aus meinem Leben. Erinnerungen an Kindheit und Jugend. Amsterdam 1949, S. 99.

- 11 Romain Rolland – Malwida von Meysenbug. Ein Briefwechsel 1890–1891. Mit einer Einleitung von Romain Rolland „Dankgesang“ – Erinnerungen an Malwida“. Hrsg. v. Berta Schleicher. Stuttgart 1932, S. 7.
- 12 Vgl. weiterführend zum Emanzipationsstreben der Frauen im 19. Jahrhundert, jeweils unter Einbeziehung von Positionen Malwida von Meysenbugs: Briefe als Zeugnisse eines Frauenlebens. Malwida von Meysenbug und ihre Korrespondenzpartner. Hrsg. v. Nordrhein-Westfälischen Staatsarchiv Detmold. Redaktion Hans-Peter Wehlt. Detmold 2003; Frauenemanzipation im deutschen Vormärz. Texte und Dokumente. Hrsg. v. Renate Möhrmann. Stuttgart 1978 (darin: Malwida von Meysenbug, S. 34–45). Die Textsammlung erschien als kritische Reaktion darauf, dass in den bisherigen Textsammlungen Frauen des Vormärz entweder ganz fehlten oder nur marginal vorgekommen sind. Vgl. weiterhin: Emanzipation und Literatur. Texte zur Diskussion. Ein Frauen-Lesebuch. Hrsg. v. Hansjürgen Blinn. Frankfurt 1984, mit einem Essay von Hansjürgen Blinn: Die Diskussion um den Status der Frau vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Malwida von Meysenbug, S. 170f.; Bedeutende Frauen des 19. Jahrhunderts. Elf biographische Essays. Hrsg. v. Elke Pilz. Würzburg 2010 (darin: Josef Rattner: Hinweis auf Malwida von Meysenbug, S. 117–128).
- 13 Malwida von Meysenbug 1885 – Pastell: Franz von Lenbach, Museum Tribschen, Luzern.
- 14 Malwida von Meysenbug: Mein Lebewohl an die Welt. In: Der Lebensabend einer Idealistin, S. 527f.
- 15 Vgl. OECD: The ABC of Gender Equality in Education: Aptitude, Behaviour, Confidence, PISA. OECD Publishing 2015, S. 3. <https://doi.org/10.1787/9789264229945-en> (letzter Aufruf 27.10.2019).
- 16 Vgl. Bundesjugendkuratorium: Schlaue Mädchen – Dumme Jungen? Gegen Verkürzungen im aktuellen Geschlechterdiskurs. Stellungnahme des Jugendkuratoriums. München 2009, S. 14ff.
- 17 Vgl. destatis: Duale Ausbildung 2019. [https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2019/07/PD19\\_253\\_212.html](https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2019/07/PD19_253_212.html) (letzter Aufruf 27.10.2019)
- 18 Vgl. Ann-Christin Hausmann, Corinna Kleinert und Kathrin Leuze: Entwertung von Frauenberufen oder Entwertung von Frauen im Beruf? Eine Längsschnittanalyse zum Zusammenhang von beruflicher Geschlechtersegregation und Lohnentwicklung in Westdeutschland. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 67 (2) 2015, S. 217–242, hier S. 222.
- 19 Vgl. destatis: Internationale Bildungsindikatoren im Ländervergleich. Wiesbaden 2019, S. 90.
- 20 Vgl. Christina Boll: Die Arbeitsteilung im Paar – Theorien, Wirkungszusammenhänge, Einflussfaktoren und exemplarische empirische Evidenz. Expertise im Rahmen des Zweiten Gleichstellungsberichts der Bundesregierung. Im Auftrag des Instituts für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V. Frankfurt 2016; Dietmar Hobler, Christina Klenner, Svenja Pfahl, Peter Sopp und Alexandra Wagner: Wer leistet unbezahlte Arbeit? Hausarbeit, Kindererziehung und Pflegearbeit im Geschlechtervergleich. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut – Report Nr. 35, April 2017 (WSI 2017).
- 21 Vgl. Lehrerinnenzölibat. In: Wikipedia. <https://de.wikipedia.org/wiki/Lehrerinnenzölibat> (letzter Aufruf 27.10.2019).

- <sup>22</sup> Vgl. Ursula Müller und Monika Schröttle: Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Zusammenfassung zentraler Studienergebnisse. BMFSFJ 2004; FRA – Agentur der Europäischen Union für Grundrechte: Gewalt gegen Frauen: eine EU-weite Erhebung, Luxemburg 2014.
- <sup>23</sup> Sarah Schmidt: Geschlechter-Lohnlücke. Viele Frauen, wenig Geld. In Süddeutsche Zeitung vom 27. April 2016. <https://www.sueddeutsche.de/karriere/geschlechter-lohn-luecke-viele-frauen-wenig-geld-1.2969131> (letzter Aufruf 27.10.2019).
- <sup>24</sup> Vgl. destatis: Gender Pay Gap. [https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2017/03/PD17\\_094\\_621.html](https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2017/03/PD17_094_621.html) (letzter Aufruf 27.10.2019).
- <sup>25</sup> Vgl. Hausmann et al. 2015, S. 233/34.



## BeiträgerInnenverzeichnis

**Beidler, Dagny**, unterrichtete nach ihren Studien in Anglistik und Geschichte als Gymnasiallehrerin bis zu Ihrer Pensionierung in Zürich. Sie gab die Zeichnungen ihrer Großmutter Isolde Wagner, der ersten Tochter Richard Wagners, heraus.

**Giebardt, Ute**, Dr., geb. 1969, hat in Marburg Politikwissenschaft und Literaturwissenschaften studiert und in Kassel in Angewandten Sozialwissenschaften promoviert. Sie war Frauenbeauftragte der Universität Marburg und ist seit 2010 Leiterin des Frauenbüros der Stadt Kassel.

**Kirsch, Regina**, Diplom-Supervisorin, Diplom-Sozialarbeiterin, langjährige Tätigkeit an der Universität Kassel, die letzten 12 Jahre davon als zentrale Frauenbeauftragte der Universität.

**Köttelwesch, Sabine**, 1943 in Eberswalde geboren, aufgewachsen in Hamburg, Studium an der Fachhochschule für Bibliothekswesen in Frankfurt/Main. Von 1978 bis 2008 betreute sie die Hessische Sammlung in der Universitäts-Bibliothek Kassel. Schon bedingt durch ihre Arbeit hat sie sich intensiv mit der Geschichte der Stadt Kassel und der Region befasst. Ihr besonderes Interesse galt und gilt jedoch dem Leben historischer Frauengestalten in Nordhessen. Zu diesen Themen sind zahlreiche Publikationen und Aufsätze erschienen.

**Leuschner, Vera**, Dr., geb. Schelcher. Geboren 1948 in Pillnitz (Dresden), aufgewachsen in Berlin und Helmstedt. Studium der Kunstgeschichte und Geschichte in Göttingen und Berlin, Promotion 1978. 1980 bis 1990 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Brüder-Grimm-Museum in Kassel (Werkverzeichnis Ludwig Emil Grimm). Neben Lehr- und Vortragstätigkeit (Universität Kassel, VHS) zahlreiche Publikationen zur Kunst des 19. Jahrhunderts und zur sakralen Wandmalerei des späten Mittelalters. 2002 er-

schien die Monographie *Malwida von Meysenbug*. „*Die Malerei war immer meine liebste Kunst*“. 1977 bis 2019 in der Kunstvermittlung tätig (Kasseler Museen und documenta: d10 bis d14).

**Rieger, Eva**, Prof. Dr., geb. 1940, war Professorin für Musikwissenschaft in Bremen. Ihre Spezialgebiete sind neben Filmmusik, Musikpädagogik und Richard Wagner vor allem Musik und Gender. Sie ist Autorin zahlreicher Biografien, u.a. über Minna und Richard Wagner sowie über Friederich Wagner, die rebellische Enkelin Richard Wagners.

**Röver, Alfred**, geb. 28.02.1937 in Kassel. Von 1959 bis 2005 Außenhandelskaufmann, Ein- und Verkaufsleiter und Marketingmanager in Hamburg. 2005 Rückkehr nach Kassel. Gilt als ausgewiesener Kenner der Kulturen und Religionen Asiens, speziell des tibetischen Kulturkreises, ist Vorsitzender der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft Kassel e.V.

**Wilde-Stockmeyer, Marlis**, Dr., nach jahrelanger Arbeit in der chemischen Industrie Studium der Germanistik, Skandinavistik, Slavistik und Geschichte. Nach ihrem Studium an den Universitäten in Frankfurt/M. und Uppsala/Schweden arbeitete sie als Wissenschaftlerin an den Universitäten Frankfurt/M. (Promotion 1976) und Kassel sowie in der LehrerInnenfortbildung in Kooperation mit Universitäten und Goethe-Instituten im In- und Ausland. Engagiert in der Frauenforschung und Frauenpolitik, dazu zahlreiche Vorträge und Publikationen. Vorsitzende der Malwida von Meysenbug-Gesellschaft e.V.

an mein Herz drücken und allen Segen auf  
Dich niederlegen. Das geht nicht. Ich will  
geheer mit allen Dingen. Ich will die  
berest halten und nach dem besten  
stufen. Ich will die besten  
senden. Ich will die besten  
diesen. Ich will die besten  
echt. Ich will die besten  
heit. Ich will die besten  
Fülle von Blumen. Ich will die besten  
aus. Ich will die besten  
und. Ich will die besten  
für. Ich will die besten  
hier. Ich will die besten  
mei. Ich will die besten  
Ich fand im Gegentheil man bereitet sich  
hier besser vor auf das Scheiden, weil  
es nur ein Auflösen ist in die Harmonie  
des Ursens, an dem man sich  
cipium indivisibilem. Ich will die besten  
Hier musste ich mich  
schöne w.  
Ich will die besten

Malwida von Meysenbug wurde 1816 in Kassel geboren und verbrachte hier ihre Kindheit. Ihr Vater war Staatsminister des hessischen Kurfürsten. Trotzdem sympathisierte sie mit den Idealen der Revolution von 1848 und musste 1852 nach London emigrieren. Dort verdiente sie ihren Lebensunterhalt mit Unterricht, Übersetzungen und schriftstellerischen Arbeiten. Sie vertrat Mutterstelle an den verwaisten Töchtern Alexander Herzens. Sie kannte viele bedeutende Persönlichkeiten ihrer Zeit und stand mit ihnen in freundschaftlicher Verbindung. Dies waren in London Johanna und Gottfried Kinkel, Carl Schurz, Alexander Herzen, Guiseppe Mazzini und Guiseppe Garibaldi, und, als Malwida von Meysenbugs Wohnsitze zwischen Paris, Bayreuth und Rom wechselten, Richard und Cosima Wagner, Friedrich Nietzsche und der damals noch unbekannt Romain Rolland. Ihr Hauptwerk erschien 1869 zunächst auf Französisch, 1876 unter dem Titel Memoiren einer Idealistin auf Deutsch. Es erlebte viele Auflagen und beeinflusste bis in unser Jahrhundert hinein Generationen von Frauen. Malwida von Meysenbug trat für die Emanzipation der Frau ein, und, um diese auch leben zu können, für den Anspruch auf Bildung und Beruf. Sie starb am 26. April 1903 in Rom. Die Malwida von Meysenbug-Gesellschaft wurde 1984 in Kassel gegründet. Sie hat sich die Erforschung von Leben und Werk sowie der Wirkungsgeschichte Malwida von Meysenbugs zur Aufgabe gemacht.

Durch wissenschaftliche Arbeiten beteiligt sie sich an der Malwida von Meysenbug-Forschung, durch Vorträge und Veröffentlichungen schafft sie ein Diskussionsforum. Dabei wird auch versucht, den Fragen der Gegenwart nachzugehen. Wir sind für Anregungen und Mitarbeit dankbar. Die von der Gesellschaft veröffentlichten Publikationen sind geeignet, als Geschenke Interesse auch bei Freundinnen und Freunden zu wecken.

ISBN 978-3-7376-0788-9



9 783737 607889 >